

HANS KOHN

Karl Kraus,
Arthur Schnitzler,
Otto Weininger:
Aus dem jüdischen Wien
der Jahrhundertwende

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

6

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN DES
LEO BAECK INSTITUTE OF JEWS FROM GERMANY

KARL KRAUS · ARTHUR SCHNITZLER
OTTO WEININGER

Aus dem jüdischen Wien der Jahrhundertwende

von

Dr. HANS KOHN
Professor der Neueren Geschichte
City University New York



1962

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Photos: Bildarchiv und Porträtsammlung
der österreichischen Nationalbibliothek, Wien

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London
und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.



Hans Kohn

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1962

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namens-
nennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0).

Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

eISBN 978-3-16-163568-7 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

ROBERT WELTSCH

zum 70. Geburtstag

I.

Das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts bedeutete den Durchbruch der modernen Literatur. Nach Jahrzehnten eines blassen und verschwommenen Epigontums machten sich im deutschen Sprachgebiet junge originale Kräfte geltend. Im Jahre 1890 begann in Berlin, herausgegeben von *Otto Brahm*, eine neue Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben“ zu erscheinen, die bald ein „Spiegelorgan der ganzen modernen Weltanschauung“ wurde und sich in die berühmte „Neue Deutsche Rundschau“ wandelte, die der damals zum repräsentativen deutschen Verlag sich entwickelnde S. Fischer Verlag betreute. *Hermann Bahr*, ein Österreicher, der zu den ersten Autoren des Berliner Verlags gehörte, sammelte nach seiner Rückkehr aus Paris im Jahre 1892 das „junge Wien“ im Café Griensteidl um sich. Zu ihm gehörten *Arthur Schnitzler*, *Richard Beer-Hofmann*, *Hugo von Hofmannsthal* und bald auch *Karl Kraus*.

In Wien wehte eine andere Luft als in Berlin, wo die Moderne damals stark unter dem Einfluß des Naturalismus und des Sozialismus stand. Nur das Interesse für das Theater und für *Henrik Ibsen* war beiden gemeinsam. In Wien war nicht nur die Atmosphäre weicher und milder als in dem mehr scharfen und hellen Berlin. Die Probleme der sozialen Realität traten zurück hinter die des persönlichen Lebens. Der begabteste der jungen Wiener, *Hofmannsthal*, damals noch Obergymnasiast, definierte die Moderne, vor allem die Wiener Moderne, indem er die Analyse des Lebens und die Flucht aus dem Leben, die Anatomie und das Träumen für sie charakteristisch fand. Gerade als Wiener konnte er schon damals in *Ibsen*, der allgemein noch als Sozialkritiker angesehen wurde, den Dichter der

Seele entdecken: „Man geht durch die reiche und schweigende Seele eines wunderbaren Menschen, mit Mondlicht, fantastischen Schatten, und wanderndem Wind und schwarzen Seen, stillen Spiegeln, in denen man sich selbst erkennt, gigantisch vergrößert und unheimlich schön verwandelt.“ Da ist *Ibsen* vielleicht zu wienerisch gesehen.

Um die Jahrhundertwende begann Wien im europäischen Denken und in der europäischen Literatur eine führende Stellung einzunehmen, vergleichbar der, die es Jahrzehnte lang in der europäischen Musik ausfüllte. Wien war damals nicht nur die Hauptstadt, sondern die Seele Österreichs. Österreich war kein ethnischer und auch kein territorialer, sondern ein kultureller und geschichtlicher Begriff. Es gab eine österreichische Lebensform und Eigenart, die wie auch z. B. die Schweizer nicht durch Volkstum oder Rassengemeinschaft, sondern durch geschichtliche Entwicklung und durch Lebensweisheit bestimmt wurde. Von allen Seiten von Bevölkerungen umgeben, mit denen sie die „natürlichen“ Bande von Blut und Sprache verknüpften, haben es die Schweizer verstanden, ihre eigene Schweizer Idee und ihr eigenartiges Wesen zu entwickeln, die sie von den umgebenden Deutschen, Franzosen und Italienern scharf unterscheiden¹.

Die Schweiz hat es besser verstanden als Österreich, ihr Erbe zu wahren. „Wenn Menschen in der großen und kleinen Welt, im Österreichischen zumal, zusammenleben wollen, müssen sie auf vieles verzichten“, schreibt einer der Heutigen, in dem die beste Tradition Österreichs fortlebt². „Müssen sie ihrem Eigenwillen entsagen, ihrem bedingungslos Rechthabenwollen, müssen verzichten, ihr Denken als ein geschlossenes System, das jedes andere Denken ausschließt, wider alle andren durchzusetzen.“ Diese österreichische Notwendigkeit, die in einer rapide schrinkenden Welt zu einer menschlichen Notwendigkeit wird, ist in Österreich selbst von Herrschsucht, Nationalismus und Klerikalismus immer wieder be-

¹ Siehe *Hans Kohn*, *Der Schweizerische Nationalgedanke*, Zürich 1955, und *Nationalism and Liberty. The Swiss Example*, London 1956.

² *Friedrich Heer*, *Land im Strom der Zeit. Österreich gestern, heute, morgen*, Wien 1959.

droht worden. Zweimal, 1918 und 1938, brach Österreich durch diese Bedrohung zusammen. Es verleugnete, was Friedrich Heer als seine Berufung hervorhebt, „eine alte Weisheit des Geltenlassens, das Wissen um ein notwendiges Zusammenleben von logisch unauflösbaren Widersprüchen und Gegensätzen. Alt-Österreich konnte ja nur bestehen, wie jedes Lebendige, jeder echte Kosmos, wenn es viele Gegner und Widersprüche gelten ließ und sie im gelebten Leben zusammenführte.“

Von der Zeit der Babenberger bis zu der zweiten Österreichischen Republik, in einem Zeitraum von einem Jahrtausend, hat Österreich sehr variable Grenzen gehabt und wechselnde Gebiete umfaßt. Immer aber war Wien der Mittelpunkt und das Herzstück Österreichs. Wien bedeutete mehr für Österreich als Österreich für Wien. Was man manchmal österreichische Lebensform nannte, hat sich in Wien verkörpert. *Hofmannsthal* sprach von dieser Lebensform als dem „Leicht-Sein“, einer Form der Schlichtheit und Verbindlichkeit, die das Tiefste als Fläche und Oberfläche lebt, die nicht auffallend sein will und auf allen Seiten offen bleibt.

Bei allem Österreichertum war Wien eine kosmopolitische Stadt, und dieser Charakter wirkte sich auch auf das Habsburger Reich aus bis zu jener verhängnisvollen Zeit, da der Wiener Kleinbürger unter *Karl Lueger* und der deutsch-nationale Mittelstand, vor allem der Mittelstand der Bildung, aus der europäischen Residenzstadt eine engstirnige Heimat- und Nationalstadt machten. Aber bis zuletzt, als es aus einer Hauptstadt zu einer preußischen Provinzstadt wurde, behielt Wien seine Bedeutung als Assimilationszentrum, als ein melting pot, darin New York ähnlich, das ein Teil, und ein vielfach führender Teil, der Vereinigten Staaten und doch wiederum nicht ganz oder nicht nur Vereinigte Staaten ist. Es ist daher auch nicht unangebracht, daß die Vereinten Nationen in New York daheim sind.

Wie in New York haben sich auch in Wien die verschiedensten Einflüsse ethnischer und kultureller Art geltend gemacht und sind miteinander verschmolzen. Wien war nicht nur der Sammel- und Schmelz-

punkt deutscher und romanischer Einflüsse, wobei die romanische Welt hier in all ihren Formen repräsentiert war, das antike Rom und das moderne Italien, das starre Spanien und das bewegte Frankreich, sondern Wien stand auch dem Osten gegenüber immer weit offen, den slawischen Völkern, der ungarischen Tiefebene, der byzantinischen Welt, der Levante mit ihrem bunten Völkergemeinde. In Wien ist die erste serbische Zeitung, die erste griechische Zeitung, die erste ukrainische Zeitung gedruckt und veröffentlicht worden. Von Wien strömte die westliche Aufklärung in den südost- und osteuropäischen Raum; diese Räume haben in Wien und durch Wien zu Europa gesprochen. Norden und Süden, Westen und Osten haben sich in Wien in fruchtbarer Auseinandersetzung und Durchdringung berührt wie kaum anderswo in Europa. Schon der jugendliche *Leopold Ranke* wies in einem erst nach seinem Tod veröffentlichten Aufsatz darauf hin, daß Österreich, im Mittelpunkt Europas gelegen, die verschiedensten Nationalitäten in sich versammle und daher der sichtbare Repräsentant der Einheit Europas sei. Dieser Umstand mache Österreich zur führenden Macht Europas; alle anderen seien einseitig, slawisch, germanisch oder lateinisch, nur Österreich sei über diese Einseitigkeit hinausgewachsen. Dort können alle Rassen lernen, daß sie zusammen leben können. Alle Rassen sind mit Österreich verwandt und durch Österreich sind die verschiedenen Rassen miteinander verwandt. Daher sei Österreich die einzige wahrhaft europäische Macht. *Ranke* drückte damals die Hoffnung aus, daß Österreich der Eckstein der Einheit Europas werden werde, falls es die neue Form staatlich gesellschaftlichen Lebens, nach der sich Europa sehne, nicht verwerfen, sondern darstellen werde. *Ranke's* Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Österreich hat es, zum Unterschied von der Schweiz, nicht verstanden, auf demokratischer Grundlage ein Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln, das verschiedene Religionen und Völkerschaften, historische Traditionen und Staatlichkeiten umfaßte. Der Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts hat in Mittel- und Osteuropa ein zu starkes Geschichtsbewußtsein erweckt, das in sittlicher und realpolitischer Beziehung das größte

Hemmnis für eine menschliche Zukunft darstellte und dazu diente, oft unter Verfälschung oder einseitiger Deutung der Geschichte, nationale Wünsche und Gelüste der Gegenwart gegenüber anderen Völkern zu rechtfertigen. Aber in Wien selbst lebte um die Jahrhundertwende noch der kosmopolitische Geist³.

³ Siehe über Österreich das Sammelwerk *Spectrum Austriae*, hg. von *Otto Schulmeister*, *Johann Christoph Allmayer-Beck* und *Adam Wandruszka*, Wien 1957, und darin die Beiträge von *Friedrich Heer* und *Friedrich Torberg*. Der jugendliche Essay von *Ranke* wurde veröffentlicht von *Ludwig Keibel*, *Historische Zeitschrift*, 137 (1928), 241 ff.

II.

Aus diesem kosmopolitischen Charakter Wiens erklärt sich die große Rolle, die Juden im Kulturleben der Stadt um die Jahrhundertwende gespielt haben. Es waren keineswegs nur Juden, aber doch vorwiegend Juden, die Wien zu einem geistigen Mittelpunkt Europas machten. Vor 1919 war Wien eine weltoffene europäische Stadt. Von da an bis 1938 stand es im Kampf mit der österreichischen Provinz, mit dem, was nach dem Fall der Monarchie als Rumpf-Österreich betrachtet wurde. Seit 1945 hat sich Wien dem übrigen Österreich angepaßt. *Friedrich Heer* behauptet, daß „die Provinzialisierung des heutigen Geisteslebens in Österreich, der Mangel an Weltgiltigkeit, eine direkte Folge der Vernichtung und Austreibung der Juden aus Österreich ist“. Historische Vorgänge sind viel zu komplex, als daß man sie auf einen Grund zurückführen könnte. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß Wien als „Stadt ohne Juden“ nicht mehr das Bild geistiger und künstlerischer schöpferischer Bewegtheit bietet, das es um die Jahrhundertwende mit Paris wetteifern ließ. Damals bildeten die Juden etwa neun Prozent der Wiener Stadtbevölkerung.

Die Juden sind eine alte Glaubens- und Lebensgemeinschaft und Wien ist eine alte Stadt, ein keltischer Ort aus vor-römischer Zeit, den die Römer zur Beherrschung der Donau befestigt haben. Das Wien des siebzehnten Jahrhunderts ist vom Barock der Gegenreformation geformt worden, das des achtzehnten Jahrhunderts von der josephinischen Aufklärung. In einer Studie über österreichische Geistesgeschichte hat ein amerikanischer Historiker unlängst *Abraham a Sancta Clara* als den typischen Wiener Repräsentanten des Spätbarocks und *Joseph von Sonnenfels* als den der Aufklärung

dargestellt. Beide Fälle zeugen von der Assimilationskraft Wiens. *Abraham a Sancta Clara* wurde im Badischen geboren und kam erst mit achtzehn Jahren nach Wien, wo er ein Barfüßer-Augustiner Mönch und der berühmteste Kanzelprediger und Volksredner seiner Zeit wurde. Er war ein „schneidiger Wortführer der Reaktion, marktschreierisch im Wesen und Stil“, der vor allem gegen Juden und Häretiker eiferte und mit seiner Kritik gewisser sozialer Übelstände die Gunst des „kleinen Mannes“ zu gewinnen suchte. *Joseph von Sonnenfels* kam ursprünglich aus Norddeutschland, wo sein Großvater Rabbiner in Berlin gewesen war. Dessen Sohn wanderte nach Österreich aus, wo er zum Katholizismus übertrat und Professor der orientalischen Sprachen an der Wiener Universität wurde. Später wurde er in den Adelsstand erhoben. Sein Sohn Joseph wirkte als Schriftsteller für die Grundsätze der Aufklärung in der staatlichen Verwaltung und im geistigen Leben. Zu seinen größten Verdiensten gehören die erfolgreichen Bemühungen um die Abschaffung der Folter und um die Veredlung des Wiener Theaters. Er wurde Professor der politischen Wissenschaften an der Universität Wien, später in den Reichsfreiherrnstand erhoben und schließlich zum Präsidenten der k.k. Akademie der bildenden Künste ernannt. Barock und Aufklärung, *Abraham a Sancta Clara* und *Joseph Sonnenfels*, haben auch im neunzehnten Jahrhundert durch ihre Nachkommen das geistige Antlitz Wiens prägen helfen⁴.

Die Kulturblüte des alten und verfeinerten Wiens um die Jahrhundertwende hatte auch etwas von einer Untergangsstimmung. *Robert Musil* hat dieser Stimmung in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ Ausdruck gegeben. Wie Seismographen fühlten geistige Repräsentanten Wiens vor 1914 den nahenden Zusammenbruch der europäischen Welt des neunzehnten Jahrhunderts, das Fragile und Spielerische einer glänzenden Oberfläche, unter der in der Tiefe dunkle Kräfte zum Aufbruch drängten und auf der ande-

⁴ *Robert A. Kann, A Study in Austrian Intellectual History, From Late Barock to Romanticism, New York 1960.*

ren Seite Müdigkeit, lässige Unentschlossenheit und Zweifel sich borgen.

Was *Hofmannsthal* als „das wahrhaft Großartige an der Gegenwart“ hervorhob, daß nämlich „so viele Vergangenheiten in ihr als lebendige magische Existenzen drinliegen“ und daß sich die Künstler als „den Ausdruck einer in weite Vergangenheit zurückführenden Pluralität“ fühlen, gleichzeitig neben einer „Pluralität in die Breite, jener planetarischen Kontemporanität“, scheint vor allem von Wien und der Habsburger Monarchie um die Jahrhundertwende zu gelten. *Walter Jens* hat darauf hingewiesen, daß drei Elemente die deutsche Dichtung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts geprägt haben, das synthetisch wirkende Habsburger Reich, die strahlungskräftige Metropole Berlin und die jüdischen Intellektuellen. „Wie viel, vor allem, hat die Poesie unseres Landes den Juden zu danken – so sehr sie sich auch, extrem individualistisch gesonnen, im einzelnen voneinander unterschieden! . . . In jedem Fall ist eine Literatur der Moderne ohne Israels Stimme nicht denkbar. Die Juden, seit *Moses Mendelssohns* ‚Nathan‘-Verklärung (‚Zauberflöten‘-Töne: der Freimaurer *Lessing* – ein erster Philanthrop!), seit *Heine* und *Börne* literarisch überhaupt erst existent, richteten nicht nur in der Poesie, literarische Archetypen auf (*Kafkas* stilisiertes Hochdeutsch und der Nuancenreichtum *Karl Kraus*‘ als sprachliche Pole), sie waren auch die großen Kritiker, Richter und Mäzene; sie schrieben eine Prosa, deren akkurater Glanz noch in die Niederungen ‚völkischer Wesensschau‘ strahlte“⁵.

In dem Jahrzehnt von 1910 bis 1920 begann sich der Mittelpunkt schöpferischer geistiger Leistung von Wien nach Berlin zu verlegen,

⁵ *Walter Jens*, *Deutsche Literatur der Gegenwart, Themen, Stile, Tendenzen*, München 1961, S. 53 f. *Jens*, der zur Zeit von *Hitlers* Machtergreifung zehn Jahre alt war, lehrt klassische Philologie an der Universität Tübingen und ist auch als Dichter und Kritiker moderner Literatur hervorgetreten. In einer Anmerkung (S. 153) weist er darauf hin, daß es „ein selbstverständliches Gebot ist, die Bedeutung der Juden für die deutsche Literatur der Gegenwart zu betonen. Nur ein Narr aber wird deshalb „jüdisch“ mit „richtig und gut“ identifizieren und damit Israel erneut ins Ghetto: diesmal in ein vergoldetes Gefängnis sperren“.

wo ebenfalls das jüdische Element eine anregende und befruchtende Rolle spielte. Berlin war, im allgemeinen wie im jüdischen, im geistigen wie im wirtschaftlichen und politischen Leben rühriger, selbstbewußter, aggressiver und unternehmungslustiger als Wien. Hier, und nicht in Wien, waren die großen Verlage, die großen Zeitschriften, ein lebhaftes Cliquenwesen, scharfe ideologische Spaltungen, die in der Donau-Metropole in dieser Art unbekannt waren. *Schnitzler*, *Kraus* und *Weininger* sind einsame Gestalten, die keiner Clique, keiner Ideologie, keiner Kampforganisation, auch keiner literarischen, zugerechnet werden können. Die Wiener Caféhäuser waren nicht der Ausgangspunkt von Aktionsgruppen, sondern der Treffpunkt von Menschen, die sich in ihrer Einsamkeit und Melancholie ähnelten. Vielleicht mehr noch als bei anderen Wienern, war die Grundhaltung vieler Wiener Juden eine melancholische. Als Österreicher, Deutsche und Juden lebten sie zu Beginn dieses Jahrhunderts in einer Stimmung von Leid und Unordnung. Nationalitätenkämpfe bedrohten das Habsburger Reich mehr als irgendein anderes Staatsgebilde Europas; die sozialen Gegensätze wurden durch ethnische verschärft und mit Emotionen durchtränkt; Tumulte im Parlament und blutige Straßendemonstrationen erschwerten das Wachstum konstitutioneller Ordnung; der Kaiser war uralt, von persönlichen Tragödien heimgesucht und bot das Bild angespannter und monotoner Pflichterfüllung in einem Leerlauf, der doch allein die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten schien. In den nicht-deutschen Provinzen des weiten Reiches gab es unter den Nationalitäten viel vitale und zukunfts-gewisse Energien, die aber Österreichs Bestand gefährdeten. Unter denen, die Österreich angingen – das war der Fall der Wiener Juden – herrschte melancholische Untergangsstimmung. Wenige Jahre später zerbrach Österreich und damit ihre Welt. Die letzten Tage Österreichs waren wohl nicht letzte Tage der Menschheit, wohl aber die des alten bürgerlichen Europa.

Diese Untergangsstimmung wurde um die Jahrhundertwende übertönt von einem ästhetischen Lebensgenuß, der im Theater und

Konzertwesen hohe Blüten trieb, der Lebensführung selbst aber etwas Unverbindliches gab, ein Nicht-zu-Ernstnehmen persönlicher und überpersönlicher Belange. *Arthur Schnitzler* hat dieses Wien der Vorder- und Hintergründe meisterhaft geschildert, *Karl Kraus* und *Otto Weininger* haben dagegen revoltiert. Das Wien einer einzigartigen Kulturblüte, eines verfeinerten Lebensgenusses, einer melancholischen Müdigkeit hat seinen größten Dichter in *Hugo von Hofmannsthal* gefunden. Rassenfanatiker haben *Hofmannsthal* als Vierteljuden bezeichnet, was biologisch stimmte, geistig unwesentlich war. Denn *Hofmannsthal* verkörperte die typisch österreichische Rassenmischung. Sein jüdischer Urgroßvater väterlicherseits war schon 1827 geadelt worden. Dessen Sohn heiratete eine italienische katholische Patriziertochter und trat zum katholischen Glauben über. *Hofmannsthals* Vater heiratete ein Mädchen aus österreichisch-katholischem Bauernstamm. *Hofmannsthal* konnte ebensogut als Italiener wie als Jude der Rasse nach, was immer das bedeuten möge, bezeichnet werden. In Wirklichkeit war er Wiener und Katholik, ein Vertreter und Wahrzeichen Österreichs. Im Gegensatz zu seinem Altersgenossen *Rainer Maria Rilke*, der auch in Österreich geboren war, es aber wie jedes Vaterland verwarf, hatte *Hofmannsthal* ein echtes Heimatgefühl. *Rilke* starb dem Christentum völlig entfremdet, ferne seinem Geburtsort. *Hofmannsthal* wurde auf seinen Wunsch im Gewand des Dritten Ordens der Franziskaner in heimatlicher Erde bestattet. Der nationalsozialistische Germanist *Hermann Pongs* hat *Rilke* wegen mangelnder „Getragenheit vom Volksganzen“ angeklagt; die gleiche „Anklage“ könnte man gegen *Kierkegaard* oder *Nietzsche* erheben, keineswegs aber gegen *Hofmannsthal*. Er war seinen Wurzeln, seiner Veranlagung und seiner Verpflichtung nach, die er tief fühlte, Österreicher.

Als Österreicher war er auch dem Theater verbunden und hat in allen seinen Formen seine Neubelebung gesucht. Charakteristischerweise hat er das beste österreichische Lustspiel „Der Schwierige“ im ersten Weltkrieg geschrieben. In typisch Wiener Weise nannte er das Theater „ein ewiges Institut, auf Sinnenfreude und den

schöpferischen wie empfänglichen Kräften aufgebaut, ungeistig weil anders geartet und wohl etwas geheimnisvoller, als was man gemeinhin geistig nennt, unliterarisch durchaus, weil es mehr als Poesie und weniger als Poesie verlangt, durchaus eine Welt für sich, und von den großen geselligen Institutionen, die in einer verwirrten und vereinsamten Welt noch in Kraft stehen, die älteste, die ehrwürdigste, und die liebevollste.“ In diesem lebendigen Interesse für das Theater nahmen jüdische Wiener führenden und schöpferischen Anteil. *Arthur Schnitzler* stand da in vorderster Reihe, doch war auch *Karl Kraus* dem Theater zutiefst verbunden, und für *Weininger* waren die zwei größten Gestalter des Theaters im neunzehnten Jahrhundert, *Richard Wagner* und *Henrik Ibsen*, Wegweiser in der Erfassung von Leben und Sittlichkeit. *Schnitzler* und *Karl Kraus* beschworen das Zauberische des Theaters ebenso wie *Hofmannsthal*. Hinter der spielerischen Oberfläche verbarg sich der Ernst des Lebens und das Suchen nach einem Wege, der in dem erahnten Wandel der Zeit ins Freie führen könnte. Der zwanzigjährige *Hofmannsthal* schrieb als Sprecher seiner Generation am Pfingstsonntag 1894 in sein Tagebuch: „Was wir für ein verzweifelt (exasperiertes) Künstlergeschlecht sind, schwimmen durch den tönenden verworrenen Strom der Zeit, ‚zwischen den Zähnen die Krone der Kunst‘. Die hinter uns kommen, werden größer sein als wir, aber wir sind doch seit den Stürmern und Drängern wieder die ersten ganzen Künstler. Wie merkwürdig auch das wieder ist, daß wir vielleicht in Wien die letzten denkenden, die letzten ganzen, beseelten Menschen überhaupt sind, daß dann vielleicht eine große Barbarei kommt.“

III.

Das Wien um die Jahrhundertwende erhielt sein geistiges Gepräge zum großen Teil von Menschen jüdischer Abstammung. Drei von ihnen wollen wir hier näher untersuchen, gerade weil sie untereinander so sehr verschieden waren und für die stets große Mannigfaltigkeit aller wahrhaft lebendigen Kräfte Zeugnis ablegen. Nur einer von ihnen, *Schnitzler*, blieb offiziell in der jüdischen Glaubensgemeinschaft und akzeptierte seine jüdische Abstammung als etwas ebenso Selbstverständliches wie sein Wienertum und wie seine ganze Persönlichkeit. Die beiden anderen, *Kraus* und *Weininger*, verließen den jüdischen Glauben und bezogen eine sehr zweideutige oder scharf ablehnende Haltung dem Judentum gegenüber. *Weininger* starb als junger Mann lange vor dem Auftreten *Hitlers*. *Karl Kraus* war der einzige von den dreien, der *Hitler* schauernd erlebte und wie so viele andere durch ihn schließlich zu einer positiveren Einstellung zu seiner jüdischen Abstammung gelangte. Religiös gesehen, waren *Schnitzler* und *Kraus* Agnostiker, *Weininger* ein überzeugter Christ, darin *Kierkegaard* und *Gogol* und in unseren Tagen *Simone Weil* verwandt. Alle drei waren selbstverständlich von dem jüdischen Milieu, aus dem sie stammten, mitgestaltet. Je umfassender und bedeutender Persönlichkeiten sind, desto mehr sind sie aber einzigartig und können nicht allein aus Abstammung oder sozialem Milieu, aus Kindheitserlebnissen oder Berufsschichtung erklärt werden. *Rahel von Varnhagen* hat in ihrer jüdischen Abstammung den Grund für ihr unbefriedigendes Lebensschicksal gesehen. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß in *Rahels* Zeit eine hochintelligente, aber unschöpferische und ledige Frau, ohne jeden körperlichen Liebreiz und ohne Vermögen, ebenso unbefriedigt gewesen

wäre, welcher Religion oder Abstammung sie gewesen wäre⁶. Die *Droste-Hülshoff*, aus katholisch-aristokratischer Familie stammend und unvergleichlich schöpferischer als die *Rabel*, hat kein glücklicheres Leben geführt und dasselbe gilt für *Karoline von Günderode*. Menschenschicksale sind eine sehr seltsame und sehr individuelle Angelegenheit, jedoch ist es eine allgemeine Erscheinung, daß die Ursache – und damit auch die Entschuldigung – für schweres Schicksal oder tragische Art oft in der Zugehörigkeit zu einer sozial unterprivilegierten Gruppe gesehen wird.

Lebensmäßig standen *Kraus* und *Weininger* einander näher, als sie beide *Schnitzler* gegenüberstanden. *Schnitzler*, der älteste der drei – er war 1862 in Wien geboren und starb dort im Herbst 1931, wenige Monate vor seinem siebzigsten Geburtstag und anderthalb Jahre vor Deutschlands Katastrophe – war Arzt und Sohn und Bruder bekannter Ärzte. Durch Abstammung und Verkehr repräsentierte er das wohlhabende Wiener Bürgertum, in dem die Juden eine große Rolle spielten. *Kraus* und *Weininger* lehnten dieses Wien ebenso schroff ab, wie das Judentum. Sie verwarfen auch in ihnen selbst, was sie für das Wienerische oder das Jüdische ansahen. Sie waren beide tragische Menschen, wie es ihrer zu allen Zeiten und überall gegeben hat. *Weininger* zerbrach an dieser Tragik, als er noch ein Jüngling war. *Karl Kraus* konnte aus der Tragik in Eros, Spiel und Dichtung Zuflucht suchen. In Eros, Spiel und Dichtung war *Schnitzler* daheim.

Karl Kraus stand *Schnitzler* ablehnend gegenüber. Er sah in ihm den Dichter der „Söhne des Hermes und der Aphrodite“, das erhöhte Abbild seines Publikums, einen erfahrenen Seelenanalytiker, der aber nie von der tiefen Angst und dem haßerfüllten Ekel des Menschseins gepackt war. *Kraus* hat sich hier, wie so mancher seiner Zeitgenossen, von der Oberfläche von *Schnitzlers* Spiel blenden lassen. Es ist wahr, daß *Schnitzler* im allgemeinen mit größerer Nachsicht und teilnehmenderem Verständnis den Menschen begegnete,

⁶ In einer Besprechung von *Helge Pross* der Biographie *Rabels* von *Hannah Arendt* in den Frankfurter Heften im Januar 1960.

als *Kraus* und *Weininger* taten, und vor allem dem Wien und dem Wiener Judentum der Zeit zwischen 1890 und 1914, die er in ihrer bürgerlichen Schicht gültiger darstellte als irgendein anderer. Er beherrschte die Kunst, deren weder *Weininger* noch *Kraus* teilhaft waren, an heiterer Oberfläche haftend an die tiefsten Fragen zu rühren und durch die Meisterschaft seelischer Nuancierung den Wirrnissen des menschlichen Herzens gerechter zu werden als die zwei Eiferer.

Schon der junge *Schnitzler* wußte um das Tragische des Menschenlebens. „Mit meinen lustigen Ideen“, schrieb er an *Otto Brahm* im Jahre 1897, „geht es mir gewöhnlich so, wie mit einem ungeheuer fidelen Stoff, den ich einmal meinen Freunden erzählte und wo es mir mitten im Erzählen passierte, daß die Sache immer ernster wurde, bis schließlich, zu meinem eigenen Erstaunen, der Held den grausamen Tod des Erstochenwerdens erlitt. Es ist wirklich so: während ich sie überdenke, verdüstern sich mir meistens meine Stoffe, und die Leute, die ich zu schildern versuche, scheinen nicht die Kraft zu haben, gegen das Schicksal aufzukommen. Man muß entweder von einer wunderbaren Heiterkeit erfüllt sein oder von einer überlegenen Melancholie oder von einem edlen und großen Haß gegen alles Gesindel, einem Haß, der nicht zugleich die Einsamkeit fürchtet, um eine wirkliche Komödie schreiben zu können. Ich . . . bin . . . zu egoistisch, um das wahre Trauerspiel, zu leicht verstimmbar, um das wahre Lustspiel hervorzubringen.“

Darin erwies sich *Schnitzler* als Wiener, als der Dichter des Wiens, das 1914 zu Ende ging und das er überlebte. Vielleicht erklärt dieser Umstand die Tatsache, daß *Schnitzler* als Dichter heute nicht jenes Ansehen genießt, das sein reiches Werk verdient. Er scheint zu sehr an eine Zeit gebunden, die nun schon ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt. Zu seinem sechzigsten Geburtstag im Jahre 1922 schrieb *Stefan Zweig* von dieser Zeitgebundenheit und diesem Zeitenwandel: „Die Typen, die unvergeßlichen, die er geschaffen, die man gestern, die man an seinem 50. Geburtstag noch auf der Straße, in den Theatern, in den Salons von Wien, seinem Blick fast schon nach-

gebildet, täglich sehen konnte, sind plötzlich weg aus der Wirklichkeit, sind verwandelt. Das süße Mädel ist verhurt, die Anatols machen Börsengeschäfte, die Aristokraten sind geflüchtet, die Offiziere Kommis und Agenten geworden – die Leichtigkeit der Konversation ist vergrößert, die Erotik verpöbelt, die Stadt selbst proletarisiert. Manche der Probleme wiederum, die er geistig so bewegt und klug abgewandelt, haben eine andere Vehemenz bekommen, das Judenproblem vor allem und das soziale.“ Die Süße des Lebens von vor 1914 war unwiederbringlich dahin, und *Schnitzler* hatte vielfach diese der kaiserlichen Residenzstadt eigentümliche Süße repräsentativ dargestellt. Aber die Süße war nur Oberfläche gewesen und *Schnitzler* hat immer von den geheimnisumwitterten Abgründen alles menschlichen Lebens gewußt. Er war im Grunde viel weniger an Wien in seinem Werke gebunden als *Kraus*. Als Dramatiker und Erzähler stellte er die Wiener Abart allgemeiner europäischer Geistesbewegungen und Kunstformen dar.

In dem Suchen hinter der Oberfläche und in der psychologischen Durchdringung seiner Gestalten gemahnt *Schnitzlers* Theater an den späteren *Ibsen*, nicht an den des Brand und des Peer Gynt, der für *Weininger* bestimmend wurde. Bezeichnenderweise hielt *Kraus* wenig von dem späteren *Ibsen*. *Schnitzlers* psychologische Ansichten waren auch denen seines Wiener Zeitgenossen *Sigmund Freud* verwandt. Die Selbstanalyse von *Schnitzlers* Helden hat manches Autobiographische, und es ist nicht zufällig, daß viele seiner Helden Künstler oder Ärzte sind⁷. „Die meisten Menschen ahnen nicht einmal was sie alles wissen“, heißt es in *Schnitzlers* „Der Weg ins Freie“, „in der Tiefe ihrer Seele wissen ohne sich's einzugestehen.“ Ein gutes Beispiel solcher Selbstanalyse gibt Dr. Reumann im „Einsamen Weg“, wenn er Frau Wegrath sagt: „Was Sie,

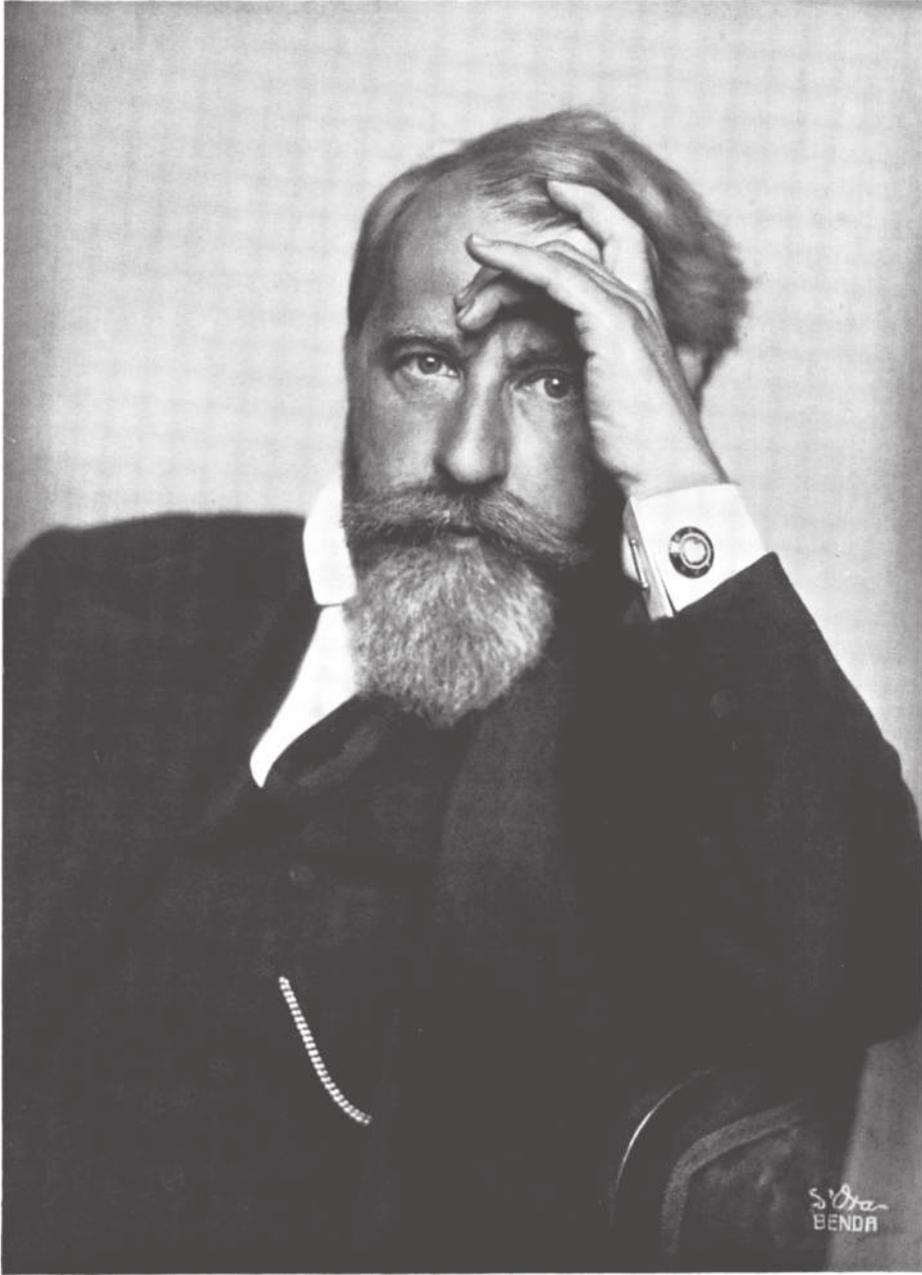
⁷ Ein Freud-Schüler, Dr. *Theodor Reik*, hat schon 1913 *Arthur Schnitzler* als Psycholog, Minden, vom Standpunkt der Psychoanalyse ausführlich dargestellt. Über *Schnitzler* siehe auch *Sol Liptzin*, *Arthur Schnitzler*, New York 1932, und die Einleitung von *Oskar Seidlin* zu *Der Briefwechsel Arthur Schnitzler–Otto Brahm*, Berlin 1953.

gnädige Frau, Verachtung nennen – wenn ich überhaupt etwas davon verspürte – wäre ja doch nichts anderes als maskierter Neid. Oder denken Sie, daß es mir an dem guten Willen fehlte, mein Leben so zu führen, wie ich es die meisten anderen führen sehe? Ich habe nur nicht das Talent dazu. Wenn ich aufrichtig sein soll, gnädige Frau, – die Sehnsucht, die am tiefsten in mir steckt, ist die: ein Schurke zu sein, ein Kerl, der heuchelt, verführt, hohnlacht, über Leichen schreitet. Aber ich bin durch Mängel meines Temperaments dazu verurteilt, ein anständiger Mensch zu sein – und, was vielleicht noch schmerzlicher ist, von allen Leuten zu hören, daß ich es bin.“

Im gleichen Jahre, in dem *Freuds* „Traumdeutung“ erschien (1900), verkündete *Schnitzler* in seinem Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“

Doch Träume sind Begierden ohne Mut,
sind freche Wünsche, die das Licht des Tags
zurückgejagt in die Winkel unsrer Seele,
daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen.

Es sind Seelenzustände, das dämmernde Licht und das weite Land der Seelen, die *Schnitzler* vor allem in seinen Einaktern und Novellen meisterhaft schildert – die längeren Romane und die mehraktigen Schauspiele gelingen ihm viel weniger – und in diesen Seelenzuständen ist es das Unbestimmte, das immer wieder den Menschen überrascht. In dem weiten Land der Seele hat viel Entgegengesetztes Platz. Als in „Der Weg ins Freie“ Heinrich Bermann von dem Selbstmord seiner Freundin, einer Schauspielerin, die ihn liebte und die ihn vielleicht mit einem Schauspieler betrogen hatte, seinem Freund Georg sprach, dachte dieser: „Das konnte eine Art von Liebe gewesen sein und was sie für Heinrich fühlte, eine andere. Es gab wirklich viel zu wenig Worte. Für den einen geht man in den Tod, mit dem anderen liegt man im Bett – vielleicht noch in der Nacht, ehe man sich für den einen ertränkt.“ Und Herr von Aigner erklärt Friedrich Hofreiter, daß Anbetung für eine Frau und Verlangen nach anderen sehr wohl in der menschlichen Seele zusammen wohnen können. „Wir versuchen wohl, Ordnung in uns zu schaffen, so gut es



ARTHUR SCHNITZLER

geht, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches. Das Natürliche . . . ist das Chaos.“ Vielleicht erklingt in Worten wie diesen das Wien der Jahrhundertwende zu stark, etwas Weiches und Nachgiebiges, das die Menschen oft wie Marionetten erscheinen läßt. Ein Einakter mit dem kennzeichnenden Titel „Letzte Masken“ dreht sich um das ewige Problem, wie weit Menschen ihre Gefühle fühlen und ihr Leben erleben.

Hinter dem psychologischen Drama, das an *Ibsen* erinnert, und hinter der Zeitgebundenheit, die das großbürgerliche und vor allem auch jüdische Wien der Jahrhundertwende uns vorführt, stehen ältere Zusammenhänge. *Schnitzlers* Theater wurzelt nicht nur in dem kaiserlichen Wien des ausgehenden bürgerlichen Jahrhunderts, sondern wie das *Hofmannsthals* in dem Wien, das die Stadt des Barocks ist. *Calderóns* „La vida es sueño“ lebt weiter nicht nur in *Grillparzers* „Der Traum ein Leben“ und in *Hofmannsthals* „Der Turm“, sondern durchzieht auch *Schnitzlers* Werk. Ebenso stark wie das Traumhafte des Barocks, lebt in *Schnitzlers* Werk unter der Oberflächenform der Salonkomödie die Grotteske des Biedermeier fort. Denn das Biedermeier, diese scheinbar so stille Zeit zwischen dem Ausklang der napoleonischen Kriege und dem Sturmjahr 1848, war ja voll problematischer Menschen wie *Christian Grabbe*, in dessen „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ zum Schluß das Spiel zum Spiel im Spiel des Lebens wird, und *Georg Büchner*, dessen *Woyzeck* sagt: „Jeder Mensch ist ein Abgrund; es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.“⁸

In vielen seiner Aspekte kann man *Schnitzlers* Theater dem zurechnen, was *Wolfgang Hildesheimer* als absurdes Theater definiert: „Eingeständnis der Ohnmacht des Theaters, den Menschen läutern zu können und sich dieser Ohnmacht als Vorwand des Theaterspiels

⁸ *Walter Höllerer*, *Zwischen Klassik und Moderne*, Stuttgart 1958, zeigt, wie die Dichtung der Biedermeierzeit die Moderne mit Surrealismus und Absurdität vorwegnimmt. Siehe auch *Klaus Völker*, *Grotteskformen des Theaters in Akzente*, 1960, Heft 4, und *Wolfgang Hildesheimer*, a.a.O., Heft 6, und über den fantastischen Realismus *Robert Mühlher*, *Dichtung der Krise*, Wien 1951.

zu bedienen. Ohnmacht und Zweifel, die Fremdheit der Welt, sind Sinn und Tendenz jedes absurden Stückes, das somit ein Beitrag zur Klarstellung der Situation des Menschen wird.“ Das gilt von *Schnitzlers* erzählendem Werke ebenso wie von seinem Theater. Das Leben scheint ein endloses Spiel des Unvorhergesehenen, aber auch der Desillusionierung. Eine Novelle *Maupassants* „Der Schmuck“ zeigt in knaptester Form, wie Menschen an ihren Illusionen zugrunde gehen. Eine junge Frau leiht sich für einen Ballabend einen wertvollen Schmuck, der ihr dort entwendet wird. Sie fühlt sich verpflichtet, den Schmuck zu ersetzen, und muß für seine Kosten ein ganzes Leben lang arbeiten. Viel zu spät erfährt sie, daß der Schmuck gar nicht echt gewesen war. Ähnlich enden auch viele *Schnitzlersche* Leben.

Schon der erste Meister des modernen Romans, *Balzac*, schrieb in seiner „Eselshaut“: „Das ist ein sonderbares Problem, daß der Mensch stets im Gegensatz zu sich selber lebt, sich um seine Hoffnungen durch die Leiden seiner Gegenwart betrügen muß und sich dann wieder über diese Leiden mit einer Zukunft hinwegtäuscht, die ihm nicht gehört – und daß er also allen seinen Handlungen den Stempel der Schwäche und Sprunghaftigkeit aufdrückt. Hier auf Erden ist einzig das Unglück vollkommen.“ In seinem Roman „Der Oberst Chabert“ sprach *Balzac* von dem bitteren Lächeln jener, die das Wesen der Dinge erkennen, „ungeachtet der Lügen, unter denen die Mehrzahl der Pariser Familien ihre Existenz verbergen“. Vor allem eignet dieses *Balzacsche* Lächeln dem Priester, dem Arzt und dem Juristen, den drei Ständen, die schwarze Talare tragen, „vielleicht weil sie darunter Trauer tragen für all die Tugenden, für all die Illusionen“. Auch darin war *Schnitzlers* Wien *Balzacs* Paris ähnlich.

Es war eine Zeitlang üblich, in *Schnitzlers* Werk „die elegante Leichtherzigkeit seiner Gestalten, ja selbst den erfrischenden Windhauch aus dem Wiener Wald“ hervorzuheben. Aber das eigentliche Wesen des *Schnitzlerschen* Werkes liegt nicht in der graziösen Urbanität, die man mit dem Wien der Jahrhundertwende gleichsetzte, sondern in dem „Wissen vom Ende“, wie es *Bernhard Blume* genannt

hat, und in dem Wissen von dem Marionettencharakter nicht nur der Figuren auf der Bühne, deren Leben selbst dem Dichter entgleitet, sondern auch der Menschen auf der Bühne des „wirklichen“ Lebens. Menschliche Zusammenhänge sind unbegreiflich und ihre Folgen unausmeßbar. Alle Beziehungen sind vergänglich und alle menschlichen Verhältnisse von steter Unsicherheit bedroht. Daher waltet über dem *Schnitzlerschen* Werke ein tiefes Gefühl der Trauer.

Die berühmte Folge von zehn erotischen Szenen, der „Reigen“, wo Anfang und Ende sich zum Ringe schließen, zeugt vielleicht von der Allgewalt des Sexualtriebs, kaum aber von frohem Sinnesgenuß. Dieser Reigen der Liebe hat viel mit mittelalterlichen Totentänzen gemeinsam, mit einem danse macabre, mit dem trüben Bewußtsein der Flüchtigkeit und Unwiederbringbarkeit aller Beziehungen und Begegnungen, mit dem Bewußtsein von Schuld und Gefahr, mit dem Wissen um das schnelle und jähe Abklingen aller Lust, um die Todesüberschattetheit und Einsamkeit alles Fleisches. Hier weht nicht die Luft dionysischer Ekstase, sondern des post coitum triste. *Nietzsche* hat einmal bemerkt, daß die Mutter der Ausschweifung nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit ist.

Wie Leben und Spiel ineinanderfließen, hat *Schnitzler* in meisterhafter Form in der Grotteske in einem Akt „Der grüne Kakadu“ uns vorgeführt. Am Abend des 14. Juli 1789 sitzen französische Aristokraten in einer Pariser Spelunke, in der eine Schauspielertruppe sie damit erregt, daß sie vorgibt, alle möglichen Verbrechen begangen zu haben. Doch bald weiß niemand, was Schein und Sein, was Spiel und Wirklichkeit ist. Traum wird grausiges Leben, der Komödiant wird Revolutionsheld, der theatralische Mord wird tatsächlich verübt, hinter der Komödie wird unversehens die gewaltige Wirklichkeit der Gasse enthüllt. Zum Schluß bricht die siegestrunkene Masse, die eben von der Erstürmung der Bastille kommt, in das Lokal ein. Beinahe dem Messer ausgeliefert, vermuten die Aristokraten noch immer, daß der Schrecken nur Spiel sei, daß alles arrangiert wurde, bis dann auf einmal der Spaß zu Ende ist. In dem kurzen Stücke treten nicht weniger als zweiundzwanzig handelnde und sprechende

Personen auf, und all das ist mit so vollendeter Kunst verwoben und verworren, daß es wohl kaum andere kurze Schauspiele gibt, die sich dieser traumhaft barocken und doch modern-grotesken Szene an die Seite stellen lassen.

Einfacher und eindeutiger ist dasselbe Thema in dem Versspiel „Paracelsus“ behandelt, in dem der berühmte Arzt und Seelenforscher in seine Heimatstadt Basel zurückkehrt und dem Ratsherrn und Meister Cyprian begegnet, der das Mädchen geheiratet hat, das einst Paracelsus geliebt. Dank Paracelsus verwandelt eine Stunde den kleinen Kreis der Menschen in Cyprians Haus. Als Paracelsus sich zum Gehen anschickt, bleiben die anderen verwirrt zurück. Auf ihre ängstliche Frage „war’s Ernst, war’s Spiel?“ antwortet er mit den seither berühmten Worten:

Es war ein Spiel! Was sollt’ es anders sein?
Was ist nicht Spiel, das wir auf Erden treiben,
Und schien es noch so groß und tief zu sein!
Mit wilden Söldnerscharen spielt der Eine,
Ein and’rer spielt mit tollen Abergläubischen,
Vielleicht mit Sonnen, Sternen irgendwer, –
Mit Menschenseelen spiele ich. Ein Sinn
Wird nur von dem gefunden, der ihn sucht.
Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns.
Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug.

Dasselbe Motiv erklingt ernster und realistischer in *Schnitzlers* Schauspiel „Der einsame Weg“. Das Verhältnis zwischen Professor Wegrath und seiner Frau Gabriele ist dem zwischen Cyprian und seiner Gattin Justina ähnlich, aber diesmal wird es mit *Ibsenschem* Ernst durchforscht. Das Spielerische ist zurückgedrängt, und das Wissen und Mitwissen um die Not und Einsamkeit der Kreatur beherrscht das Schauspiel. „Das Schicksal, das über uns hereinbricht“, sagt Wegrath am Ende, „soll nicht zu all seiner eingeborenen Macht auch die schlimmere haben, daß es uns in unserer Verwirrung Dinge tun läßt, die unserem Wesen zuwider sind. Irgend einmal kommen

wir doch über das Unglück hinweg, und wär es das furchtbarste. Aber was wir gegen unser tiefstes Innere verbrochen haben, das ist dann nicht wieder gutzumachen.“ Hier ist der Mensch nicht mehr hilflos wie eine Marionette dem Schicksal verfallen.

Wie in den späteren Schauspielen von *Ibsen* handelt es sich auch hier um Krisen im Leben, in denen ein Mensch sich selbst erkennt. Aber während *Ibsens* spätere Dramen, mit Ausnahme von *Hedda Gabler*, bejahend enden, ist das bei *Schnitzler* nicht der Fall. Johanna, Wegraths Tochter, hat nicht die Kraft ihres Vaters. Als ihr einsamer Weg zuende geht und sie aus Liebe Selbstmord verübt, fragt ihr Bruder: „Wer hat sie denn gekannt von uns allen? Wer kümmert sich denn überhaupt um die andern?“ Der Arzt antwortet: „Es ist wahrscheinlich gut so, sonst würden wir alle toll vor Mitleid oder Ekel oder Angst.“ *Schnitzlers* Verständnis der Welt und des Menschenschicksals ist nicht heiter. Es fehlt seinen Gestalten die Kraft des Individuums, das sich in einsamem Ringen durch Selbsterkenntnis, Bekenntnis und Leiden zur Selbstbestimmung und Freiheit durchringt, wie es *Ibsens* Gestalten tun. *Schnitzlers* Welt kennt keineswegs die leichte Sentimentalität und die Walzersüße, die die populäre Legende dem Wien um die Jahrhundertwende zuschreibt. In *Schnitzlers* Menschen gähnt der Abgrund, von dem *Baudelaire* und *Dostojewskij* wissen. Aber *Schnitzlers* Menschen täuschen den oberflächlichen Betrachter über den Abgrund hinweg, weil sie Haltung zeigen und eine vornehm disziplinierte Oberfläche. Sich selbst aber täuschen sie nicht über den Abgrund.

Das gilt auch von den einsamsten Menschen des Schauspiels, den zwei älteren Männern, die für *Schnitzlers* Wien typisch sind. Julian Fichtner, der um der Freiheit seiner Kunst willen glaubt, das Mädchen verlassen zu müssen, das er liebt, das an ihm hängt und das dann Wegraths Frau wird, und der dann Jahre später schauernd seine Einsamkeit erkennt, und Stephan von Sala, der reiche und gebildete Dilettant, den Wegraths Tochter liebt, der aber mit schonungsloser Klarheit weiß, daß er niemandem gehören kann und immer einsam sein muß. Für Menschen dieser Art gibt es „keine Möglichkeit, uns

nicht zu kennen; wir geben uns wohl zuweilen redliche Mühe, uns über uns selbst zu täuschen, aber es gelingt uns nicht“. Es gibt für diese Menschen auch keine Möglichkeit, froh zu leben. Die Lebensfreude, die *Ibsen* in seinen späteren Dramen im düsteren Norwegen immer wieder betont, fehlt dem anscheinend heiteren Wien *Schnitzlers*. „Warum reden Sie denn vom Sterben?“ fragt Johanna Herr von Sala. „Gibt es einen anständigen Menschen“, lautet die Antwort, „der in irgendeiner guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?“

Im Grunde gilt von diesen *Schnitzlerschen* Gestalten, was der neunzehnjährige *Hofmannsthal* in seiner Frühreife von *Ibsens* Menschen aussagte, daß „sie fast keine Taten und Dinge erleben, fast ausschließlich Gedanken, Stimmungen und Verstimmungen. Sie wollen wenig, sie tun fast nichts. Sie denken übers Denken, fühlen sich fühlen und treiben Autopsychologie. Sie sind sich selbst ein schönes Deklamationsthema, obwohl sie gewiß oft sehr unglücklich sind; denn das Reden und Reflektieren ist ihr eigentlicher Beruf ... Sie ermangeln aller Naivität, sie haben ihr Leben in der Hand und betasten es ängstlich und wollen einen Sinn hineinlegen; sie möchten, daß irgend etwas komme, und sie stark forttrage und vergessen mache auf sich selbst.“ Es handelt sich hier natürlich um keine ausschließlich Wiener oder norwegische Eigenart. Von den Menschen *Tschechows* sagt der russische Literaturhistoriker Fürst *Mirsky*, was auch von *Schnitzlers* einsamen Menschen gilt, daß sie die „gegenseitige unüberbrückbare Vereinsamung menschlicher Wesen und die Unmöglichkeit, sich untereinander zu verständigen“, darstellen.

„Der einsame Weg“ erschien 1903. Zwei Jahre später schrieb *Schnitzlers* Altersgenosse, *Richard Beer-Hofmann*, ein Gedicht, das dem Freunde gewidmet war und das die Stimmung des Schauspiels und der Dichter wiedergibt:

*Alle Wege, die wir treten,
Münden in die Einsamkeit –
Nimmermüde Stunden jäten
Aus, was wuchs an Lust und Leid.*

Alles Glück und alles Elend
Blaßt zu fernem Widerschein –
Was beseligend, was quälend,
Geht – läßt uns mit uns allein.

Schritt ich eben nicht im Reigen?
Und was traf, das traf gemeinsam –
Bietet *keine* Hand sich, – *Schweigen*
Sieht mich an – der Weg wird einsam!

Ob ich stieg von Glückes-Thronen,
Ob ich klomm aus Leidens-Gründen –
Dort, wohin *ich* geh zu wohnen,
Will sich *Keiner* zu mir finden.

Ein Erkennen nur, mit klaren
Augen will mich hingleiten:
Daß auch *vorher* um mich waren –
Unerkannt – *nur Einsamkeiten*.

In *Schnitzlers* „Einsamen Weg“ finden die Menschen den Weg ins Freie ebensowenig wie *Tschechows* Menschen oder wie die vielen Gestalten in *Schnitzlers* ehrgeizigstem Roman, der bezeichnenderweise „Der Weg ins Freie“ heißt. Er führt dem Leser ein buntes Bild von Typen des Wiener Adels, des jüdischen Bürgertums und des kleinen Mittelstandes vor, die alle – Christen, Juden und Skeptiker – aus Verstrickungen in Liebesabenteuern, Künstlerträumen und Lebenssehnsuchten den Weg ins Freie suchen. Die jüdischen Figuren des Romans – und sie sind mit Recht zahlreich, der Rolle gemäß, die sie im Wiener Leben und in *Schnitzlers* Erfahrung spielten – führen endlose Diskussionen über das jüdische Problem, oder über das, was zu jener Zeit im deutschen Kulturkreis und im Vielvölkerreich der Habsburger als das jüdische Problem erschien. Baron Georg von Wergenthin, der eigentliche Held des Romans, wunderte sich, warum seine vielen jüdischen Freunde ihm immer, bei jeder Gelegenheit, in positiver oder negativer Stellungnahme, ihre Zugehörigkeit zum Judentum mitteilten. „Er wußte es ja“, läßt ihn *Schnitzler* denken, „und er nahm es ihnen nicht übel, er nahm es überhaupt keinem

übel; aber warum fingen sie denn immer selbst davon zu reden an?“ *Schnitzlers* jüdische Wiener sind introspektiv, aber seine katholischen Wiener der gebildeten Klassen, ob es nun Herr von Sala oder Herr von Wergenthin ist, sind mit demselben übergroßen Selbstbeobachtungsvermögen ausgestattet, denken zuviel über sich nach und sprechen zuviel darüber.

Juden sind untereinander ebenso verschieden wie Menschen überhaupt. Das macht ja gerade den Reiz und Reichtum des Lebens aus. *Schnitzler* sah diese Mannigfaltigkeit; er war dem jüdischen Problem gegenüber, wie auch in anderen Fragen und menschlichen Begegnungen, vornehm und tolerant, verstehend und skeptisch, was man weder von *Kraus* noch von *Weininger* sagen kann. Er sah nicht *den* Juden, einen angeblich bestimmten Typus, sondern die Juden. Mit großer Unparteilichkeit läßt er die jüdischen Gestalten des Romans die verschiedenen Anschauungen jener Zeit darlegen. Er steht ihnen allen mit Sympathie gegenüber. Er verzerrt und entstellt keinen. Als Künstler, als Bürger und als Jude, wahrte *Schnitzler* immer Würde. Er nahm an der jüdischen geistigen Wirrnis und Not der Zeit vollen Anteil, und die Wirrnis und Not waren in Wien und in Mitteleuropa im allgemeinen viel größer, als man das unter den völlig anderen Bedingungen westlichen Lebens verstehen kann.

Seit der Aufklärung ist es das Wesen des modernen Staates, verschiedene Klassen, Rassen und Religionsgemeinschaften, die vor der Aufklärung ein getrenntes Leben, sowohl rechtlich wie tatsächlich, geführt haben, in dem Staatsganzen zu integrieren. Das ist das Wesen des westlichen Nationalismus, der aus dem Geiste der Aufklärung geboren war und der sich darin grundlegend von dem Nationalismus unterscheidet, der im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa zur Geltung gelangte. Im deutschen Sprachgebiet wurde nach den napoleonischen Kriegen die Aufklärung im allgemeinen als „seicht“ und „westlich“ abgelehnt und mit ihr auch der westliche Staatsbegriff. Die Aufklärung brachte nicht nur die Emanzipation des Bauernstandes und der unteren Volksklassen, sondern auch des Judentums. Es war wohl nur in Deutschland, daß

unmittelbar nach den Napoleonischen Kriegen führende Gelehrte die Aufklärung und die Judenemanzipation verwarfen. Der erste Historiker der neugegründeten Berliner Universität, *Christian Friedrich Ruehs*, veröffentlichte im Jahre 1815 zwei heftige Angriffe, den einen gegen die Franzosen, den anderen gegen die Juden. In seinem Buch „Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen“ versuchte er nachzuweisen, daß dieses „verruchte und abscheuliche Geschlecht“ seit der Renaissance immer der Feind der Deutschen und aller Völker gewesen sei, mit Ausnahme der Türken und Juden. Gleichzeitig verwarf er in dem anderen Buche „Die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht“ die Assimilation der Juden an das Deutschtum, behauptete, daß sie eine eigene Nation formten und verlangte, daß sie zur Kennzeichnung ihrer Abgesondertheit einen gelben Flecken auf dem Gewande tragen sollten. Im folgenden Jahr veröffentlichte einer der angesehensten Philosophen jener Zeit, *Jakob Friedrich Fries*, Professor in Heidelberg und dann in Jena, sein Buch „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Teutschen durch die Juden“, das auf die Burschenschaft einen entscheidenden Einfluß ausübte. Seither haben deutsche Gelehrte und geistige Gestalten immer wieder betont, daß Juden nicht Deutsche sein können und vor allem geistig eine gesonderte Existenz führen.

Die Lage der Juden in Mitteleuropa war grundlegend verschieden von der im Westen, ebenso verschieden wie die allgemeine politische Philosophie und das Staatsdenken Mitteleuropas von dem im Westen. Das politische Leben in Mitteleuropa fand im neunzehnten Jahrhundert erst sehr spät, oder überhaupt nicht, eine moderne Form. Die wachsende Arbeiterbewegung blieb auch im deutschen Nationalstaat, der 1871 entstand, vom nationalen Leben ausgeschlossen und wurde als staatsfeindlich betrachtet. In dem national und sozial zerklüfteten Habsburgerreich gelang eine moderne Integration noch weniger. Das gestaltete die Lage der Juden problematisch, wie auch die Lage der Deutschen in der österreichischen Monarchie problematisch war, besonders nach dem vollen Durchbruch des Nationalismus. Daher ist

es nicht verwunderlich, daß in dieser Ratlosigkeit sowohl der deutsche wie der jüdische Rassenstandpunkt, der Standpunkt voraufklärerischer, vormoderner Abgesondertheit gerade in Österreich Ausdruck fanden. Es gab um die Jahrhundertwende keinen Ort, wo das jüdische Problem so sehr im zukunftssträchtigen Vordergrund stand wie in Wien. Damals trat dort der moderne Massen-Antisemitismus des Kleinbürgertums unter der Führung von *Karl Lueger* in Erscheinung, der von 1897 bis zu seinem Tod im Jahre 1910 der populäre Bürgermeister der Stadt war. Dort hat der moderne Radau-Rassen-Antisemitismus der Halbstarcken und Halbintellektuellen unter Führung des Alldeutschen *Georg Ritter von Schönerer* mit voller Wucht eingesetzt und vor allem unter Universitätsstudenten und Gymnasiallehrern verheerend gewirkt. Die Wiener Hochschulen waren Brutstätten des Antisemitismus und der Schauplatz wiederholter brutaler Exzesse. Die schlagenden Studentenverbände beschlossen im Jahre 1897 in dem niederösterreichischen Städtchen Waidhofen an der Ybbs, daß die Juden der Ehre bar seien und daher keine Satisfaktion erhalten können. In dem ersten auf Grund des allgemeinen demokratischen Wahlrechts gewählten österreichischen Abgeordnetenhaus brachte im Jahre 1907 ein deutschnationaler Gymnasialprofessor den Antrag auf Einführung des numerus clausus für Juden in allen Gymnasien und gleichgestellten höheren Sekundarschulen ein, ein Antrag, der nur mit Hilfe der slawischen Stimmen abgelehnt wurde. Noch 1925 verlangte die Wiener Rektoren-Konferenz, daß Juden keine akademischen Stellen bekleiden dürfen. Solche Umstände machen es verständlich, daß Wien der Ausgang und Mittelpunkt der modernen zionistischen Weltbewegung wurde, und daß dort der junge *Adolf Hitler* seine entscheidenden Eindrücke erfuhr. Vor diesem einzigartigen Hintergrund bieten die Diskussionen über die Judenfrage in *Schnitzlers* Roman ein anschauliches Bild des Lebens und der Probleme der Jahrhundertwende.

Aber im Roman selbst umranken die Diskussionen über das jüdische Problem die typisch *Schnitzlersche* Haupthandlung, das Liebesverhältnis zwischen dem künstlerisch veranlagten Aristokraten Georg

von Wergenthin und der Kleinbürgertochter Anna Rosner. Thema und Behandlung sind natürlich nicht neu, sie finden sich schon bei *Goethe* und *Friederike Brion*, bei *Faust* und *Gretchen*. Aber bei *Schnitzler*, zum Teil auch durch *Schnitzler*, hat dieses Verhältnis eine eigenartige unvergeßliche Note erhalten, die *Schnitzler* mit dem Wien der Jahrhundertwende viel stärker identifiziert als *Weininger* und *Kraus*, die immer Außenseiter geblieben sind. Bei ihnen ist auch das Verhältnis zur Erotik – verneinend in *Weininger*, bejahend in *Kraus* – ganz anders. Bei *Schnitzler* überwiegt auch hier das Spiel, das letztthin Unverbindliche, das Schweben zwischen Glück und Leid, das schwermütig-genießeriische Wissen um die Vergangenheit. Georg wie so viele andere *Schnitzlersche* Helden entzieht sich aller dauernden Bindung, er will weder Frau noch Kind, weil er nicht genug Liebesfähigkeit für andere Personen übrig hat. Daß sein und Annas Kind stirbt, führt Wergenthin darauf zurück, daß er es im Grunde nicht gewünscht hatte. Daher auch das Schuldgefühl, das ihn befällt und bedrückt. Seine ungenügende Liebes- und Opferkraft hat das Kind getötet. Aber als er nach Geburt des toten Kindes, an Annas Bett sitzend, von Ehe und Bindung sprechen will, hält ihn etwas im Aussprechen zurück, denn „es hätte doch nichts anderes bedeutet, als daß er wohl daran dachte, wieder ein paar Stunden der Lust mit ihr zu durchleben, aber daß er nicht geneigt war, irgendeine Verpflichtung auf sich zu nehmen“.

Bei all dieser ungebundenen und unverbindlichen Haltung spielt, neben den Themen des jüdischen Schicksals und der Liebe, das Vater- und Sohn-Verhältnis eine große Rolle in dem Roman. *Heinrich Bermann* sprach von seinem Vater in einem „wie aus Zärtlichkeit und Widerwillen, aus Gefühl von Anhänglichkeit und von Losgerissenheit gemischten Ton“. Er denkt daran, seinen Vater zur tragikomischen Mittelpunktfigur eines politischen Dramas, das er schreiben will, zu machen. Denn der Vater war ein typischer Repräsentant der großbürgerlichen jüdischen Generation, die in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine glühende Anhänglichkeit an das Vaterland und an den Liberalismus hegte. *Hein-*

rich Bermann spricht mitleidig-überlegen von dieser Zeit, „da auch kluge Menschen dem Phrasentaumel der Zeit unterlegen sind“. Bei allem stimmungsmäßigen Gegensatz der Generationen erscheint bei *Schnitzler*, wie *Dr. Reik* hervorhebt, eine Beziehung trotz – oder wegen aller ihr innewohnenden Hemmungen als die einzig fest bestehende, ja als die eigentlich unzerstörbare, die Beziehung zwischen Vater und Sohn. Das innigste Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau erscheint der tiefen Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse viel mehr unterworfen als das von Spannung und Entfremdung bedrohte Vater-Sohn-Verhältnis. Die jüngere Generation der *Bermann* und *Nürnberger*, die den väterlichen Idealen gegenüber recht skeptisch geworden ist und sich daher weiser denkt als die Väter, denkt doch mit geheimer Sehnsucht an die halbvergangene Zeit, „in der Freiheitsliebe, Humanität und Patriotismus schlechtweg als Tugenden galten“. Das war die Generation der Väter, und *Heinrich Bermann* hört es gern, wenn *Dr. Stauber* von seinem Vater erzählt, welchen Ruhm dem liberalen Abgeordneten eine Parlamentsrede gebracht habe. „Damals war es an einem Haar gegangen, daß der jüdische Provinzadvokat Justizminister geworden wäre.“ Eine ähnlich tiefe Zuneigung und ein ähnlich mißverstehender Trotz der Generationen bestimmt das Verhältnis *Georg von Wergenthins* zu seinem verstorbenen Vater. Alte Männer wie *Dr. Stauber* und der Komponist *Eissler* erinnern ihn durch ihren gütigen, väterlichen Blick an den Vater. Er spottete wohl etwas über sie, „aber in einem entlegenen Winkel seiner Seele war er ein wenig gerührt“.

In seinem Werk verlieh *Schnitzler* Ausdruck der Vielschichtigkeit menschlichen Lebens. Er war viel mehr Psychologe als *Kraus* oder *Weininger*. Bei ihm sind, wie es wohl auch in der Wirklichkeit der wienerischen Verhältnisse war und wie es auch bei *Ibsen* der Fall ist, die Frauen die stärkeren und die besseren. Sie lieben tiefer und sie verstehen mehr, sind bei all ihrer Verbundenheit mit der Natur wissender und bewußter als der Mann. Aber die psychologische Einsicht wird von den Männern ausgesprochen, die, um ein *Schnitzlersches* Wort zu gebrauchen, tief in sich hineinsehen. „Ich hab mich ohne

Schuld gefühlt. Irgendwo in meiner Seele“, sagt *Heinrich Bermann* über ein Liebesverhältnis, das tragisch endete, dem Baron von Wergenthin in dem letzten Gespräch des Romans „Der Weg ins Freie“. „Und wo anders, tiefer vielleicht, habe ich mich schuldig gefühlt... und noch tiefer, wieder schuldlos. Es kommt immer nur darauf an, wie tief wir in uns hineinschauen. Und wenn die Lichter in allen Stockwerken angezündet sind, sind wir doch alles auf einmal: schuldig und unschuldig, Feiglinge und Helden, Narren und Weise.“ So geht es allen im „Weg ins Freie“. Wohl war es dem jungen Baron am Ende seiner Liebschaft gut und frei zumut, obwohl er die Verpflichtung zu haben glaubte, sich schuldig zu fühlen. Doch darf mit Recht bezweifelt werden, ob er den Weg ins Freie auf die Dauer fand. Er ist nur ein junger Julian Fichtner, der nach ähnlich unbeschwerter Jugend seinen bitter einsamen Weg gegangen ist und an ähnlicher Liebesleere und Unverbindlichkeit litt, sich ihrer aber in der Jugend wohl ebenso erfreute wie der Baron von Wergenthin.

Als ein Schilderer von Menschen und Menschenschicksalen konzentrierte sich *Schnitzler* auf einen engen Kreis von Typen und Problemen. Die umfassende Menschlichkeit und die Gestaltungskraft der großen Meister war ihm versagt. Er stellt das Wien um die Jahrhundertwende dar, oder einen Ausschnitt aus ihm, und tut es so überzeugend, daß er das Bild dieses Wiens, wie es in uns fortlebt, mitgestaltet hat. Sozial und lebensmäßig gehörte er dem kultivierten jüdischen Wiener Bürgertum an, wie es in den letzten Jahrzehnten der Kaiserstadt bestand. Von dieser Schicht ist schon vor 1938 wenig übriggeblieben. Mit dem Glanze der Kaiserstadt schwand auch sie. Aber bei aller Gebundenheit an Milieu, Ort und Zeit, sagen *Schnitzlers* Gestalten Gültiges aus über die Not und Problematik alles modernen Menschentums, das immer und überall einen Weg ins Freie sucht. Unter der spielerischen Oberfläche verbirgt sich, mit disziplinierter Zurückhaltung ohne schrille Töne der Anklage vorgebracht, der Ernst des Lebens. In dieser Zweiheit und Zweideutigkeit spricht sich die Stimmung der Jahrhundertwende aus.

IV.

Von dieser disziplinierten Zurückhaltung hat die Jugend wenig, die um und nach der Jahrhundertwende aufwächst. Sie vertritt ihren Standpunkt in schrillen Tönen und ist ebenso maßlos in Anklage wie in der Preisung. Einer ihrer frühen Vertreter war *Otto Weininger*. Für ihn war Denken kein Spiel, sondern letzter Lebensernst. Darin glich er in keiner Weise dem von ihm vergötterten *Richard Wagner*, den er weit über alle anderen Künstler und Denker stellte, sondern eher *Nietzsche* und *Ibsen*. Des letzteren berühmte Worte

Leben heißt, dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich,
Dichten, Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich

hätten auch von *Weininger* stammen können.

Im Gegensatz zu *Schnitzler* kam *Weininger* aus einer Wiener kleinbürgerlichen Familie. Er gehörte anders als *Schnitzler* zu den auch äußerlich Unbegünstigten des Lebens. *Stefan Zweig* hat seine flüchtige Begegnung mit dem gleichaltrigen *Weininger* zwei Jahrzehnte später unter dem Titel „Vorbeigehen an einem unauffälligen Menschen“ geschildert. Nach *Zweig* machte *Weininger* physisch einen unangenehmen Eindruck, hinter dem man kaum, um *Zweigs* Worte zu gebrauchen, einen der bedeutendsten Menschen der Generation vermutet hätte. „Er sah immer aus wie nach einer dreißigstündigen Eisenbahnfahrt, schmutzig, ermüdet, zerknittert, ging schief und verlegen herum, sich gleichsam an eine unsichtbare Wand drückend, und der Mund unter dem dünnen Schnurrbärtchen quälte sich irgendwie schief herab.“ *Zweig* berichtete diese Eindrücke, um zu betonen, daß das wahrhaft Geniale eines Menschen nur selten in Antlitz und We-

sensart kenntlich wird, daß die Natur ihre merkwürdigsten Formen in Geheimnis hüllt. „Nur geistig, nicht bildnerisch plastisch, tritt das Schöpferische in die Welt: nur vom Geiste aus läßt sich's ahnen und ertasten. Immer noch wie in mythischen Zeiten ist Unkenntlichkeit der Göttlichen liebstes Gewand und Verkleidung auf Erden.“ Mit diesen schönen Worten *Zweigs* hätte wohl *Weininger* übereingestimmt, nicht aber die Griechen, *Goethe* oder *Stefan George*. Hier spricht *Zweig* von einem jüdischen Standpunkt aus, jüdisch aus der Zeit, in der die Juden auf das Innere und Sittliche viel mehr Wert legten als auf äußere Kraft und körperlichen Mut.

Persönliche Schönheit und Unschönheit haben den Jüngling *Weininger*, der 1880 geboren war, wohl tief bedrückt. Er ist den Jünglingsjahren, wo solches soviel zählt, nie entwachsen. Bevor er zur Reife gelangen konnte, beendete er sein Leben. Man steht daher vor einem unfertigen Werk, und es ist schwer zu sagen, was *Weininger* geworden wäre, wenn er nicht früh gestorben wäre oder vielleicht hätte sterben müssen. Wie so viele Jünglinge war er auch von der Geschlechtsnot bedrängt. In seinen letzten Aufzeichnungen konnte er schreiben, daß „das Verhältnis zum gestirnten Himmel darum asexuell ist (*Kant* gegenüber *Wagner*), weil der Stern ein Engel ist, und der Engel ohne Sexualität“. Ein solcher Satz ist aufschlußreich für die Metaphysik *Weiningers*. Er begann aber ursprünglich als Student der Naturwissenschaften, denen er sich nach seiner frühen Jugend, in der er als besonders sprachbegabt und als begeisterter Theaterfreund galt, zuwandte. Es war die Zeit, in der von der Naturwissenschaft, vor allem der Biologie, die Lösung aller Welträtsel erwartet wurde. Obwohl *Weininger* den naturwissenschaftlichen Glauben bald aufgab, spielte in seiner Weltanschauung das Biologische bis zum Schluß eine verhängnisvolle Rolle und wurde, einer bald zur Herrschaft gelangenden deutschen Zeitströmung folgend, ins Metaphysische erhoben oder verderbt. Seine Metaphysik wurde in seinem letzten Lebensjahr metaphysische Ethik. „Jedes wahre, ewige Problem“, schrieb er, „ist eine ebenso wahre, ewige Schuld; jede Antwort eine Sühnung, jede Erkenntnis eine Besserung.“ In seinem letz-

ten Lebensjahre stand er *Dostojewskij* im Grunde näher als *Richard Wagner*. Er war zu jener Zeit dem tragischen russischen Menschen verwandter als dem Wiener, doch übertraf er den Russen an mitleidloser Psychologie, aus Krankheit und Einsamkeit geboren. „Krankheit und Einsamkeit sind verwandt“, schrieb er in seinen letzten Aphorismen. „Bei der geringsten Krankheit fühlt sich der Mensch noch einsamer als vorher.“ Trostlos klingt es, wenn er in seinen letzten Tagen schreibt: „Die Individualität entsteht aus der Eitelkeit; weil wir Zuschauer brauchen und gesehen werden wollen. Der Eitle interessiert sich auch für andere Menschen und ist ein Menschenkenner. *Weil auch das Böse in allen Menschen eines ist* (,ein Unglück kommt selten allein‘), darum sieht der Mensch nach mir, den ich fixiere; er will nämlich von mir gesehen sein. *Meine* Neugier ist *seine* Schamlosigkeit.“

Weininger promovierte im Jahre 1902 und trat am gleichen Tage zum Protestantismus über. Der Religionswechsel im alten Österreich war nicht immer eine Sache des Glaubens. Es war häufig durch Rücksicht auf die Laufbahn, auf die Erleichterung des Lebens bestimmt. Er wurde von ungläubigen oder religiös gleichgültigen Menschen vollzogen. Diese traten dann im alten Österreich gewöhnlich zum Katholizismus über, der ja die Religion des gegenreformatorischen Habsburgerreiches war. Doch waren unter diesen Neu-Katholiken auch manche gläubige Menschen, die der Barock-Tradition Österreichs verhaftet waren.

Unter solchen gläubigen Neu-Katholiken war auch einer der großen Erzähler Österreichs, *Joseph Roth*, der Verfasser der Romane „Radetzkymarsch“ und „Kapuzinergruft“. In ihnen hat er, der Sohn einer kleinen jüdischen Gemeinde am äußersten Rande Österreichs, an der russischen Grenze, ein göltiges mythisches Bild des Habsburger Reiches zur Zeit *Franz Josefs* gestaltet, das er, der 1894 geboren war, noch aus früher Jugend kannte. In seinen letzten Jahren wurde *Roth*, der 1939 im Exil in Paris starb, bekennender und alle Gebote dieser Religion demütig erfüllender Katholik, Kämpfer und Vorkämpfer in der völlig belang- und einflußlosen kleinen Gruppe der



OTTO WEININGER

Habsburg treuen Legitimisten. Von dieser barocken österreichischen Sentimentalität, und daher auch vom Katholizismus, war nichts in *Weininger*. Von der deutschen Rassentheorie gefangen, fühlte er sich dem deutschen Reiche näher, dem nordischen Menschen, und wurde Protestant⁹.

Weiningers tiefer religiöser und sittlicher Ernst kann vielleicht als jüdisches Erbe angesprochen werden, doch die Verdüsterung, die dieser Ernst erfuhr, rückt ihn in die Nähe einer Figur wie *Gogol*. *Weininger* stand mit seiner tragischen und ausweglosen Religion recht allein. In seinem Radikalismus fand er keinen Halt in einer kirchlichen Tradition. Nur wenige geistige Wiener Juden seiner Zeit und wenige deutsche geistige Menschen seiner Generation waren entscheidend religiös. *Gerhard Hauptmann*, *Thomas Mann* und *Rainer Maria Rilke* waren nach-christliche Menschen. *Stefan George* mit seiner Verkündigung des neuen Gottes Maximin, des Herrn der Wende, von dem er die innere Erneuerung des Menschen seiner Zeit erwartete, war eine vor-christliche Erscheinung, in heidnisch-antiker Frömmigkeit wurzelnd, und seine Jünglingsgestalt war der extreme Gegensatz zu der *Weiningers*. *Schnitzler* war ein freigeistiger Jude, der dem freigeistigen und von der Kirche völlig losgelösten Pro-

⁹ Anders wiederum war der Fall *Franz Werfels*, der 1891 in Prag geboren, in seiner Jugend ein Hymniker der Allmenschheit im Sinne *Walt Whitmans* war. Nach 1918 ließ er sich in Wien nieder und seine Dichtung wurde „Wiederverkörperung österreichischen Barocks“, der Moderne der Nachkriegsjahre abgewandt. „Die nackte Wahrheit“, heißt es in einem Aphorismus der „Bernadette“, „ist die Hurenbraut des Barbaren. Die Kultur beginnt genau damit, daß man etwas zu verstecken hat, d. h. mit dem Bewußtwerden der Erbsünde (Adams Feigenblatt ist das erste Kulturdokument). Der Rückfall in die Barbarei aber beginnt genau damit, daß man das Versteckte wieder zu entdecken beginnt, d. h. mit der Psychologie.“ In seiner „Entstehung des Doktor Faustus“ berichtet *Thomas Mann* aus dem Jahre 1944 von einem Besuche bei *Werfel*: „Ich konnte seinem naiven und reich talentierten Künstlertum die mystischen Neigungen . . . nie übel nehmen, es sei denn in den unglücklichen Augenblicken, wo dies alles aggressiv-polemisch vorstieß. Er war im Grunde ein Opernmensch und konnte auch aussehen wie ein Opernsänger . . . freilich zugleich wie ein katholischer Geistlicher.“ Siehe *Paul Stöcklein* in *Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert*, hg. von *Hermann Friedmann* und *Otto Mann*, Heidelberg 1956.

testanten jener Tage entsprach; *Karl Kraus*, obwohl formell dem Christentum zugehörig, war wie der typische Intellektuelle der Jahrhundertwende, an religiösen Fragen im Grunde uninteressiert. *Weininger* dagegen war, wie wenige Menschen seiner Zeit, von dem vielleicht christlichen und vielleicht nihilistisch-pessimistischen Gefühle der Sündenhaftigkeit und Verworfenheit des Lebens beherrscht. Wie viele solcher Menschen litt er an seinem eigenen Ich, an dem *moi haïssable*. Dieser Selbsthaß setzte an den zwei Komponenten seines Lebens ein, die er aus persönlicher Veranlagung und Schicksal für die Verworfenheit des Lebens und seines Lebens verantwortlich machte, dem Geschlechtstrieb und dem Judentum.

Von diesen zwei tiefen „Gebrechen“, an denen er litt, handelt sein großes Werk „Geschlecht und Charakter“, das aus seiner Dissertation erwuchs. Es erschien im Mai 1903, ein stattlicher Band von 600 Seiten, der noch ein Vierteljahrhundert später viel gelesen wurde. Im Jahre 1927 lag schon die 26. Auflage vor, neben Tausenden von Exemplaren einer Volksausgabe. Vier Monate nach Erscheinen des Werkes, in seinem 24. Lebensjahr, beging *Weininger* in *Beethovens* Sterbehaus Selbstmord. Er hatte um äußerste Klarheit gegen den Spuk dunkler Gewalten und um äußerste Sittlichkeit im Gericht gegen die chaotischen Triebe in ihm selbst gerungen. Er verzweifelte daran, daß er siegen könne. Aus seinem Nachlasse gaben seine Freunde, die seine große menschliche Güte priesen, Aphorismen und Essays unter dem Titel „Über die letzten Dinge“ heraus. Auch dieses Buch ist viel gelesen und oft wieder aufgelegt worden. Es zeigt gegenüber dem ersten Buch größere Reife, aber auch wachsende Verdüsternung.

Weiningers Werk ist in falscher Weise berühmt geworden durch das Negative, das er über die Frau und über das Judentum gesagt hat, die beide für ihn den Idealtypus des Nichts, des absoluten Unwertes darstellten. Daß er da an grundlegende Probleme, wohl nicht des Menschlichen, wie er glaubte, sondern seiner persönlichen Existenz gerührt hat, ist klar. Das Geschlechtliche war den Griechen und den Orientalen im allgemeinen, auch den Juden des Alten Testaments,

etwas Natürliches und Selbstverständliches. Sehr schön kommt das auch in den biblischen Geschichten der Könige David und Salomon zum Ausdruck, die ja gerade als die hervorragenden Könige des antiken Israel galten. Aber in der abendländisch-christlichen Tradition, die auf die Weltverdüsterung am Ausgang der Antike zurückgeht, in dieser Tradition, der *Weininger* zutiefst angehörte, ist das Geschlechtliche wie das Natürliche überhaupt immer problematisch gewesen und hat viele seelische Konflikte ausgelöst, auch bei *Richard Wagner*, *Weiningers* Meister.

Neben dem Problem des Weiblichen tritt das des Judentums in *Weiningers* Gesamtauffassung zurück, doch wird es mit der gleichen Radikalität gesehen. Die Quelle für diese Stellungnahme war wieder im Persönlichen und im Kulturkreis *Weiningers* zu suchen. Im deutsch-romantischen Geistesraum, der gegen die westliche Aufklärung scharf Stellung nahm, wie oben ausgeführt wurde, und dem sich *Weininger* durch *Richard Wagner* innig verbunden fühlte, war jüdische Art und jüdisches Schicksal, vor allem jüdische „Heimatlosigkeit“ und „Unverwurzeltheit“ – die Antisemiten leugneten, daß die Juden in den Ländern, in denen sie lebten, daheim und verwurzelt waren – ein erregendes und anstößiges Problem, das in dieser Art im puritanisch-kapitalistisch-aufklärerischen anglo-amerikanischen Westen unbekannt ist. *Weininger* hat diese kulturgeschichtlich bedingten Probleme, unter denen er persönlich litt, ins Absolute erhoben und in das Prokrustesbett seiner Metaphysik hineingezwängt. Er akzeptierte vollständig die nicht nur biologische, sondern auch metaphysische Rassentheorie, die damals in Deutschland in Schwung war, zum Teil durch *Richard Wagner* und seinen Schwiegersohn *Houston Stewart Chamberlain*, dessen von Rassenmetaphysik durchtränktes Hauptwerk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ 1899 erschien und viel Aufsehen erregte. Diese germanische Rassenmetaphysik behauptete die Nichtassimilierbarkeit oder die Unerwünschtheit der Assimilierung des Juden an das Deutsche oder Arische, den prinzipiellen und unüberbrückbaren Gegensatz der zwei angeblichen Menschentypen, wobei von dem konkreten Individuum und der

Wirklichkeit zugunsten der Hypostasierung wesenbeständiger Idealtypen abgesehen wurde. In dieser Gegenüberstellung behauptete die germanische Rassenmystik, daß das Deutsche, was immer das sei, der absolute Urwert, und das Jüdische der absolute Unwert sei. *Weininger* fügte dem nichts Neues hinzu, außer daß er seinen konstruierten Idealtypus des Juden mit dem von ihm konstruierten Idealtypus der Frau in manchem gleichsetzte¹⁰.

Weiningers Verhältnis zur Frau und zum Judentum kann nur aus persönlichen Nöten verstanden werden. Als sinnlicher Mensch in der christlich-paulinischen Überlieferung und als Jude in der deutsch-romantischen Tradition, wuchs er in seinem Denken nicht über sie hinaus, sondern steigerte sie zu einer allgemein gültigen Metaphysik und absoluten Ethik, und zerbrach an ihnen. Es ist wohl unnötig, darauf hinzuweisen, daß *Weiningers* Analyse des Weiblichen und des Judentums und ihrer Stellung in Welt und Leben mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben. Diese Analyse hat nur bei wenigen Zustimmung gefunden¹¹. Was uns interessiert, ist *Weiningers* Persön-

¹⁰ *Weininger* revoltierte dabei nicht gegen ein jüdisches Vaterhaus. Sein Vater, der *Wagners* „Parsifal“ über alles verehrte, trat vor seinem Tode aus dem Judentum aus und *Weiningers* zwei Schwestern wurden Christen. Von schweren seelischen Konflikten zwischen Vater und Sohn ist uns nichts bekannt. Im Gegenteil, der Vater trat in würdiger Weise für seinen Sohn ein (siehe Die Fackel Nr. 169). Die Situation war grundlegend anders bei *Weiningers* Generationsgenossen *Franz Kafka*, dessen ursprüngliche Abneigung gegen das Jüdische, die sich erst später wandelte, vielleicht auf sein Verhältnis zu dem betont jüdischen Vater zurückgeführt werden kann. In *Kafkas* ausgedehntem literarischem Werk spielten das Jüdische und jüdische Menschen nur eine sehr untergeordnete Rolle. Noch 1914 schrieb er in sein Tagebuch: „Was habe ich mit Juden gemeinsam? Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam und sollte mich ganz still, zufrieden damit, daß ich atmen kann, in einen Winkel stellen.“ Das ist mit Ausnahme des ersten Satzes ganz unweiningerisch. Zum Unterschied von *Kafka* war *Weininger* von seinem Genie tief überzeugt und unvorstellbar „ganz still in einem Winkel“.

¹¹ *August Strindberg* stimmte begeistert *Weiningers* Frauenhaß zu. Rassenfanatiker stimmten mit seiner Rassentheorie überein. Im nationalsozialistischen Deutschland veröffentlichte Dr. *Alexander Centgraf* eine Broschüre, Ein Jude treibt Philosophie, Berlin 1943, worin er mit größter Zustimmung einen Satz zitiert, den *Theodor Lessing* in seinem Buch Jüdischer Selbsthaß, Berlin 1930, S. 91, im Hinblick auf *Weininger* schrieb: „Kein Mensch hat sich je von dem

lichkeit, die der *Strindbergs* und *Hölderlins*, *Gogols* und *Rimbauds* verwandt ist. Wie sie lebte auch *Weininger* in der Zwielflichtzone zwischen Genie und Wahnsinn. Nach *Weiningers* Tode schrieb *Strindberg* in zwei Briefen an *Artur Gerber*, *Weiningers* Freund, einige Sätze, die nicht ohne Bedeutung für das Verständnis *Weiningers* sind. Am 22. Oktober schrieb er: „Vor einigen Jahren, da ich dastand wie *Weininger* und die Absicht gehegt, weiter zu gehen, schrieb ich in mein Tagebuch: ‚Warum ich gehe? Cato hat sich selbst den Tod gegeben, da er fand, daß er sich nicht aufrecht halten könne über dem Sumpf der Sünde . . . Jetzt sinke ich (*Strindberg*) und ich will nicht sinken, deshalb . . . Knall!-‘. Ich war auf dem Wege aufwärts, aber ein Weib hat mich niedergezogen . . .“ Und am 8. Dezember schrieb *Strindberg*: „Der seltsame, rätselhafte Mensch, der *Weininger*! Mit Schuld geboren, wie ich! Ich bin nämlich in die Welt gekommen mit bösem Gewissen; mit Furcht vor allem, mit Angst vor Menschen und Leben . . . Ich bin auch wie *Weininger* religiös geworden aus Furcht, ein Unmensch zu werden. . . *Weiningers* Schicksal? Ja, hat er die Geheimnisse der Götter verraten? Das Feuer gestohlen? Die Luft ward ihm zu dick hienieden, deshalb ist er erstickt? Dies zynische Leben war ihm zu zynisch? Daß er weggegangen ist, bedeutet für mich, daß er allerhöchste Erlaubnis dazu hatte. Sonst geschieht so was nicht.“¹²

In „Geschlecht und Charakter“ sieht *Weininger* die Frau als die reine Verkörperung der Sexualität. Sexualität ist für *Weininger* die

Zwang seines Blutes befreit. Kein kategorischer Imperativ hat je die Stimme des Blutes überwuchert.“ *Centgraf* behauptet, daß *Weiningers* Selbstmord „ein Beweis für den Widersinn des Assimilationsjudentums“ war.

¹² Siehe *Otto Weininger*, Taschenbuch und Briefe an einen Freund, hg. von *Arthur Gerber*, Leipzig und Wien 1919. Siehe über *Weininger*: *Dr. Moriz Rappaports* Vorwort zu *Weininger*, „Über die letzten Dinge“; *Emil Lucka*, *Otto Weininger, sein Werk und seine Persönlichkeit*, neue Ausgabe, Berlin 1921 - die erste Auflage erschien 1905; *Dr. Paul Biro*, *Die Sittlichkeitsmetaphysik Otto Weiningers*, eine geistesgeschichtliche Studie, Wien 1927; *Carl Dallago*, *Otto Weininger und sein Werk*, Innsbruck 1912; *David Abrahamsen*, *The Mind and Death of a Genius*, New York 1946. Der Autor ist ein norwegischer Psychoanalytiker.

Negation des Ethischen, vor allem weil der Mann in der Frau die Ethik und die Idee der Menschheit „immer wieder negiert, indem er sie (die Frau) als Genußmittel benützt“. Nach *Weininger* befaßt sich die Frau mit außergeschlechtlichen Dingen nur für den Mann, den sie liebt, oder um des Mannes willen, von dem sie geliebt sein möchte. Ein Interesse für diese Dinge an sich fehlt ihr. Der Mann ist auch sexuell, aber er ist immer auch mehr. Er ringt um die Bewußtmachung des Unbewußten. Das Sexuelle aber ist Versinken im Unbewußten. Bewußtsein ist für *Weininger* die Voraussetzung aller Logik und Ethik, des Kampfes gegen den Spuk dunkler Gewalten im Menschen, des Gerichtstages über sich selbst.

Weininger beschäftigte sich viel mit dem Problem des genialen Menschen, der für ihn der bewußteste Mensch ist und zugleich der Mensch, der sich am klarsten an alles erinnert. Das Gedächtnis ist Überwindung der Verfallenheit an die Zeit, es hebt die Geschehnisse über die Zeit hinaus. Daher ist das Moment der Dauer aus dem Wertbegriff nicht wegzudenken. Der menschliche Wille ist vor allem Wille zum Werte und dadurch Wille zur Dauer. Nur das Bewußtsein, das Bewußte, ist sittlich. Das höchste Bewußtsein und die höchste Sittlichkeit leben im bewußten Zusammenhange mit der ganzen Welt, fühlen sich für die ganze Welt und ihre Schuld verantwortlich. Daher ist auch das Unbewußte die Schuld des Bewußten oder des nicht genügend Bewußten, und das Unsittliche die Schuld des Sittlichen oder des nicht genügend Sittlichen. So ist auch das Weib die Schuld des Mannes. Indem der Mann sexuell wird, erhält das Weib Existenz und Bedeutung. Die Erlösung des Weibes und die Erlösung der Menschheit sind zwei Seiten der gleichen Frage. „Wagner, der größte Mensch seit Christus“, schreibt *Weininger*, „hat auch dies am innerlichsten verstanden: bevor das Weib nicht aufhört, für den Mann als Weib zu existieren, kann es selbst nicht aufhören, Weib zu sein; Kundry kann nur von Parsifal, vom sündelosen, unbefleckten Manne aus Klingsors Bann wirklich befreit werden. . . . Hiermit erst, aus dem höchsten Gesichtspunkte der Frauen als des Menschheitsproblems, ist die Forderung der Enthaltbarkeit für beide Geschlech-

ter gänzlich begründet.“ Die Schuld aber ist vor allem bei den Männern. „Wie will ich es schließlich den Frauen vorwerfen, daß sie auf den Mann warten?“ schrieb *Weininger* in einer seiner letzten Aufzeichnungen. „Der Mann will auch nichts anderes als sie. Es gibt keinen Mann, welcher sich nicht freuen würde, wenn er auf eine Frau sexuelle Wirkung ausübt. Der Haß gegen die Frau ist immer nur-noch-nicht-überwundener Haß gegen die eigene Sexualität.“

In seinem Aufsatz über *Ibsen* teilte *Weininger* die Menschen ein in solche, die sich lieben, und solche, die sich hassen. Bezeichnenderweise stand ihm der Selbsthaß moralisch höher als die Selbstliebe. Der Selbsthasser war, wie *Weininger* sagte, der viel unglücklichere Mensch. *Nietzsche* war ein solcher Selbsthasser, aber bei ihm entsprang dieser Haß dem stärksten Willen zur Bejahung, was bei *Weininger* nicht der Fall war. Doch gilt von allen Selbsthassern, daß sie die größten Selbstbeobachter sind. Ihr Wort heißt ertappen, enthüllen, demaskieren. Die Selbstbeobachtung rückt *Weininger* in die Nähe *Nietzsches* und *Ibsens*; er hat wohl die geistige Lauterkeit, aber nicht die Kraft dieser Männer. Er fand, daß *Ibsen* von allen Menschen dem damals von *Weininger* hoch verehrten *Kant* am ähnlichsten gewesen sei, aber *Ibsens* Stellung zur Frau war anders als die *Weiningers*, obwohl beide an die Verinnerlichung und Entsexualisierung der Liebe glaubten. In *Ibsen* war die Liebe stärker, in *Weininger* der Haß und die Furcht. In *Ibsens* „Rosmersholm“ wird Rebekka West durch Rosmer zu Bewußtsein und Sittlichkeit geläutert, aber auch sie verändert Rosmer und gibt ihm dank ihrer Kraft eine größere Klarheit und Sittlichkeit und damit ein tieferes Schuldbewußtsein. Die Dichtung schließt damit, daß die zwei in hellem Lichte und in sittlicher Reinheit in den Liebestod gehen. Auf Rebekkas Frage, „Das eine sag mir noch, gehst du mit mir oder gehe ich mit dir?“ antwortet Rosmer und wohl auch *Ibsen*: „Der Frage werden wir wohl auf Ewigkeit nicht auf den Grund kommen.“ So gehen sie gemeinsam und freudig aus gemeinsamer Verantwortung und Selbstbestimmung. In einem stilleuchtenden Triumph heißt es: „Nu er vi to et. Nun sind wir beide eins.“ Und *Goethes* „Stirb und

werde“ erklingt vielleicht am reinsten am Ende von *Ibsens* letztem Drama, dem Epilog seines Werkes und seines Lebens, den er „Wenn wir Toten erwachen“ genannt hat. Hier erwachen Mann und Weib gemeinsam zum höheren Leben, jeder als eine Individualität in sich selbst und auf Grund dessen das gemeinsame Band bejahend, die Gegensätze der Geschlechter – und, ein Thema, das *Ibsen* nicht berührte, wohl aber *Kant*, die Gegensätze der Völker und Rassen – in der freien Entschlußkraft der Persönlichkeit, und das heißt im Menschlichen, überwindend.

In dem Mittelpunkt von *Ibsens* und *Kants* Ethik, die *Weininger* bis wenige Monate vor seinem Tode bejahte, steht die autonome Persönlichkeit, die allein und einsam von sich verlangt, daß sie ohne Vor-Sicht oder Rück-Sicht das Gesetz befolgt, das in ihr liegt. In einer berühmten Stelle in „Geschlecht und Charakter“ nennt *Weininger* die Geburt der *Kantschen* Ethik den heroischsten Akt der Weltgeschichte. In endlosem Ringen, in immer neuer sittlicher Entscheidung, muß der *Kantsche* Mensch seine Pflicht tun, ohne nach Glück oder Anerkennung zu fragen. „Ja-sagen zu *dieser* Einsamkeit, das ist das Dionysische *Kantens*; das erst ist die Sittlichkeit“, so schließt *Weininger* seine Abhandlung über Ethik und das Ich. *Kants* und *Ibsens* Ethik läßt sich auch so ausdrücken: „Handle vollbewußt, d. h. handle so, daß in jedem Momente deine ganze Individualität liege.“ Es ist nun aber *Weiningers* Übersteigerung, wenn er bedauernd feststellt, daß der Mensch diese Individualität im Laufe seines Lebens nur im Nacheinander erleben kann. Darum ist für *Weininger* die Zeit unsittlich und kein lebender Mensch je vollkommen. „Handelt der Mensch ein einziges Mal mit dem stärksten Willen so, daß alle Universalität seines Selbst (und der Welt; denn er ist ja der Mikrokosmos) in den Augenblick gelegt wird, so hat er die Zeit überwunden und ist göttlich geworden.“ Was immer *Weininger* bedenkt, übersteigert er ins Absolute und damit ins Unwirkliche. Das gilt von der Ethik ebensosehr wie vom Geschlechtsleben. Die Pan-Sexualität von *Schnitzlers* „Reigen“ wird hier zu einer Pan-Antisexualität. Beide werden zum Totentanze, bei *Schnitzler* unter der

heiteren Oberfläche des Spiels, bei *Weininger* im schauerlichen Ernst des Lebens.

Von den Dämonen mehr und mehr bedrängt, hält *Weininger* zu Beginn noch an der *Kantschen* Ethik mit ihrer Autonomie der Persönlichkeit und ihrer Rationalität fest. In einer bezeichnenden Stelle über die Kultur und ihr Verhältnis zu Glauben, Fürchten und Wissen, heißt es bei *Weininger*: „Ein Mensch, der die Wand in seinem Zimmer knacken hört oder plötzlich in der Stille des Mittag oder der Mitternacht ein Geräusch vernimmt, kann hierauf in doppelter Weise reagieren: entweder erschrecken oder nachschauen. . . . Das Gegenteil des Forschers ist der Dämonologe. Die Furcht schafft die Dämonen. Der Mensch, der mutig aufsteht, um hinzugehen und dem Gespenst die Kapuze vom Alltagsgesicht zu ziehen, ist der Entdecker. . . . Es ist eine Torheit, die Dämonologie für eine psychisch überwundene Auffassungsform der Welt zu halten, an deren Stelle allmählich im Laufe der Geschichte die wissenschaftliche Anschauungsweise getreten sei. Beides sind polar entgegengesetzte, konstante Charakteranlagen innerhalb der Menschheit. . . . Die Dämonen sind die Naturgesetze für die an Furcht leidenden Menschen. . . . Ein Mensch kann Dämonolog und Wissenschaftler sein, wenn er genügend universell veranlagt ist: *Goethe* war beides in größtem Stil. Die Wissenschaft bringt das Licht und vertreibt die Dämonen der Nacht. Es ist traurig, aber unabänderlich, daß der Wissenschaftler die Dämonen und die Furcht vor ihnen nie verstehen, immer belächeln wird. Das soll niemand beirren, die Wissenschaft als die große Leuchtfackel des Geistes moralisch und kulturell hochzuhalten gegenüber der Furcht. Denn Furcht ist sittliche und gedankliche Schwäche, sie macht den Menschen klein und läßt ihn zusammenschrumpfen. Durch Vernunft und nur durch Vernunft können die Gespenster verjagt werden.“

Bald aber wurden die Gespenster übermächtig, und die Furcht nahm überhand. In den letzten Monaten seines Lebens hat *Weininger* die *Kantschen* Grundlagen der Individualität aufgegeben. Sein Mißtrauen gegenüber aller konkreten Mannigfaltigkeit, seine Sehnsucht

nach Allheit wurden so übermächtig, daß das Ich Realität verlor. Gegen *Kant* heißt es nun, daß er die Individualität ethisch nicht überwunden habe. *Weininger* sah das als einen Beweis der Eitelkeit: „Die Individualität entsteht aus der Eitelkeit; weil wir Zuschauer brauchen und gesehen werden wollen. . . . Daß es viele Seelen gibt, ist Folge der Eitelkeit. Der Verbrecher ist eitel, denn er hat den Wunsch zur Einzigartigkeit.“

Mit der Sehnsucht nach der höchsten vollkommenen Realität, nach dem Guten, welches alle Einzelinhalte in sich schließt, verdichteten sich die Ängste und die Überzeugung seines eigenen Verbrechertums. Sie fand Ausdruck in der Furcht vor dem Doppelgänger, der alles in einem kennt, auch das Verbrecherische. *Weiningers* Freund *Gerber* berichtete von einer stundenlangen nächtlichen Wanderung durch die menschenleeren Straßen Wiens. Als sie schließlich Abschied nahmen, da war „kein Laut hörbar außer seiner Stimme, kein Mensch auf der Gasse außer uns beiden. Er sah mich an und flüsterte: ‚Hast du schon an deinen Doppelgänger gedacht? Wenn er jetzt käme! Der Doppelgänger ist derjenige Mensch, der von einem alles weiß, auch das, was man niemand sagt!‘ Dann wandte er sich und verschwand.“

Weiningers Grundhaltung, alles Böse der Welt als Schuld, und als eigene Schuld zu empfinden, trieb ihn ebensosehr zu seinem letzten Schritt, wie die unbezwingbare Furcht vor den unheimlichen Mächten in ihm. „Ich morde mich selbst, um nicht einen anderen morden zu müssen“, schrieb er wenige Tage vor dem Freitod. In einem seiner letzten Briefe aus Neapel sprach er von seiner Überzeugung, daß Furcht und Unsittlichkeit verschwistert seien und daß das Gefühl für das Chaos wachse, je mehr man Kosmos sein wolle. Er war in den letzten Monaten von seiner eigenen Größe und Bedeutung krankhaft überzeugt, was Hand in Hand ging mit dem wachsenden Wissen um unerhörte Bedrohung und Gefahr. „Ich glaube“, heißt es im ‚*Taschenbuch*‘, „daß sicher meine Geisteskräfte derartige sind, daß ich in gewissem Sinne Löser für alle Probleme geworden wäre. Ich glaube nicht, daß ich irgendwo lange im Irrtum hätte bleiben können. Ich glaube, daß ich den Namen des Lösers mir

verdient hätte, denn ich war eine Lösernatur.“ Aber an einer anderen Stelle heißt es: „Der Verbrecher kann keine Zeugen brauchen. Denn durch verbrecherische Art hofft er zu siegen und ist unterlegen. Darum muß er alle Zeugen morden. Sie sind alle seine Doppelgänger.“

In seinen letzten Monaten entwickelte *Weininger* eine recht abstruse universelle Symbolik, worin er den Hund als Symbol des Verbrechers schilderte, als furchterregenden Dämon. Er erzählte von der furchtbarsten Nacht seines Lebens, da er, ohne krank zu sein, buchstäblich mit dem Tode rang, „denn es gibt für größere Menschen den seelischen Tod nicht ohne den physischen Tod, weil bei ihnen Leben und Tod am gewaltigsten und intensivsten als Möglichkeiten sich gegenüberstehen“. Da hörte er, gerade als er zu unterliegen dachte, einen Hund dreimal in sonderbarer Weise bellen. „Ich bemerkte, daß ich in diesem Momente mit den Zähnen mich ins Leintuch festbiß eben wie ein Sterbender.“ Damals wurde *Weininger* der Dämonen noch Herr. Er überlebte aber die Nacht nur wenige Wochen.

Mehr noch als *Kant*, war *Weininger* ein Ethiker der Strenge, unerbittlich, freudlos, und im Grunde trostlos. Von dem Wien der spielerischen Oberfläche, des Leichtseins, hatte er nichts, auch nichts von verbindlichem und verständnisvollem Leben mit Menschen. Seine Ethik war eine kriegerische, kompromißlose Forderung. Alles erschien ihm ein ethisches Problem, ein Gerichtstag, der ihm die Furcht einflößte, daß er nicht imstande sein werde, der Ethik zu genügen. Wie *Nietzsche* oder *Kierkegaard* wollte er das Unmögliche. *Spengler* sah in ihm einen der drei Heiligen, die das Judentum in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht habe, einen Menschen, „dessen moralischer Dualismus eine rein magische Konzeption und dessen Tod in einem magisch durchlebten Seelenkampf zwischen Gut und Böse einer der erhabensten Augenblicke spätester Religiosität ist“.

In *Goethes* „Italienische Reise“ heißt es: „Denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das ent-

schiedenste Naturell zum letztmöglichen Gelingen erheben kann.“ *Weininger* ist es bei aller Furchtbarkeit der Bedingungen nicht gelungen. Was er über das Weib und über das Judentum schrieb, ist vielfach absurd. Wie *Kierkegaard* und *Nietzsche* erkannte *Weininger* nur extreme Gegensätze und stand in extremer Kampffront gegen seine Zeit, die Moderne, die er als die weibischste und jüdischste aller Zeiten ansah. Er war von dem apokalyptischen Charakter der Zeit überzeugt, von dem letzten herannahenden Entscheidungskampfe zwischen zwei polar entgegengesetzten Möglichkeiten. Über diese polaren entgegengesetzten Möglichkeiten – Weib und Mann, Judentum und Christentum (wobei er häufig Christentum und Arierium gleichsetzte), das Nichts und die Gottheit – sagte *Weininger* im einzelnen manches Interessante und auch Zutreffende aus, aber es sind Abstraktionen, die er definiert und hypostasiert und die mit der Wirklichkeit des Lebens wenig gemein haben.

So will er unter dem Judentum weder Rasse noch Volk noch ein „gesetzlich anerkanntes Bekenntnis“ verstanden wissen. „Man darf das Judentum nur für eine Geistesrichtung, für eine psychische Konstitution halten, welche für alle Menschen eine Möglichkeit bildet, und im historischen Judentum bloß die grandioseste Verwirklichung gefunden hat.“ Daher sind auch „die echtesten, arischsten, ihres Ariertums gewisesten Arier keine Antisemiten“, denn man haßt nicht etwas, meint *Weininger*, womit man keinerlei Ähnlichkeit hat. Man darf das Judentum nicht mit den Juden verwechseln. „Es gibt Arier, die jüdischer sind als mancher Jude, und es gibt wirklich Juden, die arischer sind als gewisse Arier.“ So kann *Weininger* auch *Richard Wagner*, den er den tiefsten Antisemiten nennt, nicht von einem Beisatz von Judentum in seiner Persönlichkeit und Kunst freisprechen. Jesus andererseits war der Jude, der das Judentum in sich am vollständigsten überwunden hat und damit der größte Mensch geworden ist. Für *Weininger* ist das Jüdische ein geistiges Prinzip, das er verwirft, dabei aber wechselt er immer wieder in den Begriff der Rasse hinüber, vor allem in seinem Gebrauch des Wortes Arier. Bei aller seiner erstaunlichen Belesenheit war *Weiningers* Menschen-

kenntnis und Erfahrung, wie es bei einem Zweiundzwanzigjährigen nicht anders sein kann, sehr begrenzt. Aber seine Zuversicht in sich selbst und seine Erkenntnis war um so größer. Aus oft glänzenden abstrakten Einfällen konstruierte er Weib und Mann, Jude und Arier betreffende Idealtypen, und aus ihnen rekonstruierte er eine Wirklichkeit, in der er zu leben versuchte und in der er nicht leben konnte.

Wo *Weininger* über Psychologie und Biologie hinaus zum eigentlich Philosophischen vorschreitet, in seinen Ausführungen über Bewußtsein und Erinnerung, Sittlichkeit und Zeit, Individualität und Genialität, hat er vieles gesagt, was jenseits des Problems von *Weiningers* Persönlichkeit auch heute noch und gerade heute Beachtung beansprucht. Dazu gehört seine Abkehr von dem Kult der Tat und der Macht, der in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts so sehr in Schwung kam, vor allem in Ost- und Mitteleuropa, und natürlich auch unter vielen Juden, die dort lebten oder von dort stammten. „Das Genie“, schrieb *Weininger* in seinem Hauptwerk, „ist in mehr als einem Sinne ausgezeichnet gerade durch den Verzicht auf alle Größe nach außen, durch reine innere Größe. Der wahrhaft bedeutende Mensch hat den stärksten Sinn für die Werte, der Feldherr-Politiker ein fast ausschließliches Fassungsvermögen für die Mächte.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Beide, die große Prostituierte und der große Tribun, sind wie Brandfackeln, die entzündet weithin leuchten, und gehen unter wie Meteore, für menschliche Weisheit sinnlos, zwecklos, ohne ein Bleibendes zu hinterlassen, ohne alle Ewigkeit, – indessen die Mutter und der Genius in der Stille die Zukunft wirken.“ In der wahren Geschichte, die nicht mit Augenblickserfolgen und Jahrzehnten rechnet, kommt es mehr auf menschliche Weisheit, Güte und Stille an als auf Macht, Kraft und laute Tat.

In diesem Sinne seien zum Schluß noch drei schöne und überzeitlich gültige Aussprüche *Weiningers* angeführt, zwei aus „Geschlecht und Charakter“ und einer aus dem „Taschenbuch“. Am Ende seines Hauptwerkes widerspricht er allen Versuchen, seine metaphysischen Stellungen politisch auszuwerten zu wollen. Es ist zu einer Zeit ge-

schrieben worden, wo die Frauenemanzipation noch sehr umstritten war und wo Frauen kaum gleiche Rechte mit den Männern besaßen. Was von der Frau gilt, gilt auch bei *Weininger* für Juden und Neger: in allen muß die Idee der Menschheit geehrt werden. „Niemand darf unterdrückt werden, wenn er sich gleich nur in der Unterdrückung wohl fühle. . . . Die Frauen sind Menschen und müssen als solche behandelt werden, auch wenn sie selbst das nie wollen würden. Frau und Mann haben gleiche Rechte . . . Das Recht ist aber nur eines und das gleiche für Mann und Frau.“ Und über das Böse schreibt *Weininger*: „Nur wer, durchs eigene Ungemach nicht selbstsüchtig geworden, allen kleinlichen Hader mit dem Mitmenschen vergessend, ihn zu verstehen trachtet, der ist wahrhaft uneigennützig gegen seinen Nächsten; und handelt sittlich, denn er siegt gerade über den stärksten Feind, der das Verständnis des Nebenmenschen am längsten erschwert: über die Eigenliebe.“ Und an einer anderen Stelle: „Der Teufel ist ein Mensch, der alles hat ohne Güte, den ganzen Himmel kennt ohne Wahrheit, während alles nur durch Güte ist.“

V.

Wie *Weininger* kämpfte auch *Karl Kraus* gegen seine Zeit. Zeitlich stand *Kraus* zwischen *Schnitzler* und *Weininger*, zwölf Jahre jünger als der erstere, sechs Jahre älter als der letztere. Obwohl er aus einer böhmischen Landstadt stammte, lebte er wie die beiden anderen sein Leben in Wien und war in seinem Schaffen an das Wiener Leben gebunden. Das Werk und der Tod *Weiningers* machten auf *Kraus* wie auf *Ludwig Wittgenstein* und viele andere Wiener Zeitgenossen einen starken Eindruck. Beide, *Weininger* und *Kraus*, waren von großer und vielleicht großartiger Einseitigkeit, doch war ihr Ausgangspunkt verschieden. *Weininger* ging von allgemeine Gültigkeit beanspruchenden Hypostasierungen aus und wandte sie auf das konkrete Leben, es oft vergewaltigend, an. *Kraus* ging von einem konkreten Augenblick und Einzelfall aus und versuchte ihn zur Gültigkeit auszurichten. Die erste Buchveröffentlichung von *Karl Kraus* „Sittlichkeit und Kriminalität“ war von *Weininger* beeinflusst. Sie war eine Anklage gegen eine pharisäische Gesellschaft und eine sensationslüsterne Presse. Aber sie begann nicht im Metaphysischen, sondern erhob sich vom Einzelfall zum Allgemeinen. „Ein Sittlichkeitsprozeß“, hieß es da, „ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsteren Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt.“

Kraus war ein unermüdlicher Arbeiter, wovon nicht nur seine vielen Bücher, sondern auch die sechsunddreißig Jahrgänge seiner später von ihm allein geschriebenen Zeitschrift „Die Fackel“ Zeugnis ablegen. Das erste Heft erschien im April 1899, und in der Einleitung hieß es: „In einer Zeit, da Österreich noch vor der von radikaler

Seite gewünschten Lösung an akuter Langeweile zugrunde zu gehen droht, in Tagen, die diesem Lande politische und soziale Wirrungen aller Art gebracht haben, einer Öffentlichkeit gegenüber, die zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen findet, unternimmt es der Herausgeber dieser Blätter, der glossierend bisher und an wenig sichtbarer Stelle abseits gestanden, einen Kampfruf auszustoßen. Der ihn wagt ... trägt freudig das Odium der politischen ‚Gesinnungslosigkeit‘ auf der Stirne, die er unentwegt, wie nur irgendeiner von den ihren, den Klubfanatikern und Fraktionssoldaten entgegenhält. Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig: kein tönendes ‚Was wir bringen‘, aber ein ehrliches ‚Was wir umbringen‘ hat sie sich als Leitwort gewählt. ... So möge denn die Fackel einem Lande leuchten, in welchem – anders als in jenem Reiche Karls V. – die Sonne niemals aufgeht.“

Wie *Weininger* war auch *Kraus* vor allem Ethiker, und ein apokalyptischer Ethiker, wie schon die Titel einiger seiner Werke anzeigen: „Weltgericht“, „Untergang der Welt durch schwarze Magie“ und „Die letzten Tage der Menschheit“. Er war sich seiner Sendung als Prophet gegen den Zeitgeist, als dessen führenden Repräsentanten er die Presse ansah, zutiefst bewußt. Als Ethiker und Propheten waren *Weininger* und *Kraus* beide tragische Menschen, wie es ihrer zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben hat. Beide sind mit *Kierkegaard* verglichen worden. In beider Fall spielte Geschlecht und Sittlichkeit eine große Rolle, aber, um das schöne Wort von *Werner Kraft* zu zitieren, „Weininger beschreibt und fürchtet die Befreiung der Sexualität von der Ethik; Karl Kraus erlebt und preist sie.“

Als Meister und Diener der Sprache bekämpfte *Kraus* vor allem die Verderbtheit der Sprache als ein Symptom der allgemeinen Verderbtheit der Gesellschaft und Kultur. *Kraus* war, wie schon aus den einführenden Worten der „Fackel“ hervorging, allen politischen Parteien und Ideologien fremd. Er war im Grunde ein konservativer Traditionalist, der in der Wahrung und Rettung der deutschen



KARL KRAUSS

Sprache gegenüber ihren Verderbern seinen eigentlichen Dienst sah. Er fühlte sich „diesem teuren Ahnenerbe“ zutiefst verantwortlich und verpflichtet.

In einem „Bekanntnis“ überschriebenen Gedicht sagte *Kraus* davon aus:

Ich bin nur einer von den Epigonen,
die in dem alten Haus der Sprache wohnen.

Doch hab' ich drin mein eigenes Erleben,
ich breche aus und ich zerstöre Theben.

Komm' ich auch nach den alten Meistern, später,
so räch' ich blutig das Geschick der Väter.

Von Rache sprech' ich, will die Sprache rächen
an allen jenen, die die Sprache sprechen.

Bin Epigone, ahnenswerter Ahner.
Ihr aber seid die kundigen Thebaner.

Kraus war vor allem Satiriker. Von der Satire hat ein Literaturhistoriker geschrieben, daß sie „ein Unbedingtes und Unentstelltes als Hintergrund und Maßstab voraussetzt: sie lebt zwischen Verzweiflung und Hoffnung dergestalt, daß diese, indem sie aus dem Verborgenen wirkt, das Abgleiten in skeptische oder gar zynische Wirklichkeit verhindert“. Die Satire hat auch ihre Grenzen und Gefahren. „Als Künstler ist der Satiriker auf jene Zerrwelt angewiesen, die er durch seine unbedingte Forderung verneint.“ Der Satiriker läßt jene gläubige Geduld vermissen, die allein der Vielschichtigkeit des Lebens gerecht werden kann. Daher muß er „gleichsam immer wieder versuchen, das Endgericht schon hier in der Zeit herbeizuführen, das Gute vom Bösen schon hier und heute endgültig zu scheiden“. Bei aller kämpferischen Einseitigkeit, die oft zu einer überheblich erscheinenden Selbstüberschätzung verleitet, leistet der Satiriker einen Dienst, indem er zu unerbittlicher Selbstprüfung aufruft. Die große Wirkung bleibt ihm versagt, und blieb *Kraus* ver-

sagt. Aber wie es *Theodor Häcker* ausdrückte, „auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas“¹³.

Wie *Weininger* war *Kraus* ein Fanatiker des Absoluten und daher oft ungerecht. *Heine*, der ja kein Fanatiker des Absoluten war, erschien ihm als sein Gegensatz. Ein Satiriker wie *Heine* selbst, fand *Kraus* die vielen schwachen Seiten *Heines* heraus und unterschätzte ihn, sowohl als Dichter wie auch als eine der wenigen deutschen Gestalten, die in der Zeit zwischen dem Tode *Goethes* und der Erneuerung der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende von europäischer Bedeutung waren. *Heine* war nicht eine geschlossene Persönlichkeit wie *Weininger* oder *Kraus*. Sein Wesen wie seine Dichtung hatten etwas Schwebendes und Fragmentarisches, und unschwer kann ein Aspekt seines Lebens und Werkes herausgegriffen, verabsolutiert und verworfen werden, ohne daß man dabei der Gesamterscheinung gerecht wird. Mit *Karl Kraus* teilte *Heine* die Liebe zur deutschen Sprache, wenn ihm auch Sprache niemals das war, was sie für *Kraus* bedeutete. „Das Geheimnis der Geburt des alten Wortes war ihm fremd“, schrieb *Kraus* über *Heine*. „Die Sprache war ihm zu Willen. Doch nie brachte sie ihn zu schweigender Ekstase. Nie zwang ihn ihre Gnade auf die Knie. Nie ging er ihr auf Pfaden nach, die des profanen Lesers Auge nicht errät, und dorthin, wo die Liebe erst beginnt. O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse!“

In einem der letzten Hefte der *Fackel*, das im August 1935 erschien, zweieinhalb Jahre nach der deutschen Katastrophe und ein Jahr vor seinem Tode, druckte *Kraus* eine „Der Satiriker“ überschriebene und aufschlußreiche Zusammenstellung von Zitaten. Sie

¹³ *Johannes Pfeiffer*, Beispiel für Satire: *Karl Kraus* in *Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert*, S. 418 ff. Über *Karl Kraus*, siehe *Leopold Liegler*, *Karl Kraus und sein Werk*, Wien 1920; *Werner Kraft*, *Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes*, Salzburg 1956; *Erich Heller* in *The Disinherited Mind*, Cambridge 1952. Die Werke von *Karl Kraus* sind seit dem zweiten Weltkriege, von *Heinrich Fischer* herausgegeben, im Kösel-Verlag in München erschienen. *Heinrich Fischer* besorgte auch die „Auswahl aus dem Werk“ in der Fischer-Bücherei 1961.

begann und endete mit Worten Hölderlins. Zum Geleit wählte *Kraus* ein Zitat, das auf den apokalyptischen Charakter der Zeit und jeder Zeit hinwies: „Und es hängt, ein ehern Gewölbe, der Himmel über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen, und die erfreuenden Gaben der Erde sind wie Spreu, es spottet unser mit ihren Geschenken die Mutter und alles ist Schein.“ Die Reihe der Zitate schließt mit einem anderen Worte Hölderlins, das von dem Tröstlichen spricht, das auch in einer apokalyptischen Zeit gilt: „Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern.“

In derselben Zusammenstellung von Zitaten findet sich auch ein Wort, das über *Johann Nestroy* gesagt wurde, den großen Wiener Satiriker und Theatermann, den *Kraus* verehrte. *Nestroy* lebte in der Zeit der Wirrnis und Auseinandersetzung zwischen Revolution und Absolutismus in den vierziger und fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. In dieser Auseinandersetzung nahm *Nestroy* niemals eindeutige Stellung. Daher hieß es in dem Ausspruch, den *Kraus* zitierte: „Eine Enttäuschung mußte *Nestroy* allen denen bereiten, die ihn auf eine bestimmte Reformidee verpflichtet glaubten. – Der Satiriker kann sich, wie jedermann, eine Zeitlang mit einer politischen These oder irgendeiner Formulierung des Sittengesetzes identifizieren, aber da es seine besondere Gabe und Mission ist, die menschliche Unzulänglichkeit gegenüber der Idee zu sehen und darzustellen, so wird es ihm unmöglich sein, die opportunistischen Selbsttäuschungen festzuhalten, deren der Pathetiker der politischen oder moralischen Forderung zum Zwecke der Parteibildung oder der Selbsterhaltung nicht entraten kann. Geistige Freiheit, die der Satiriker *Nestroy* sich gegenüber formulierten Thesen jederzeit wahrte, konnte dem gesinnungstüchtigen Vertreter der These kaum anders denn als Wankelmut erscheinen.“

Diese Verteidigung *Nestroys* und der Satiriker führte *Kraus* zu eigener Verteidigung an. Denn er selbst war eine Zeitlang an die alte Monarchie und ihre Tradition gebunden, wandte sich dann im ersten Weltkrieg scharf von ihr ab, trat der sozialdemokratischen

Partei näher, um schließlich Anhänger der von Dr. *Engelbert Dollfuss* geführten autoritären katholisch-reaktionären Partei zu werden. Vielleicht sah er in ihr das stärkste Bollwerk gegen die steigende braune Flut der traditionslosen nationalistischen Revolution. Er sah anscheinend nicht, wie schwach so ein Bollwerk war, das nur auf demokratischer Grundlage in Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten Österreich hätte festigen können. Das Bündnis mit der autoritären und halb-faschistischen Regierung, die der Demokratie in Österreich ein Ende bereitete, war *Kraus* nicht nur eine Maßnahme der Zweckdienlichkeit. Am 9. November 1934 vor seiner Vorlesung des „Macbeth“ fand er erschütternde Worte des Nachrufs für *Dollfuss*, den „Glaubensheld künftiger Freiheit“, desselben Mannes, der zu Beginn jenes Jahres die Demokratie und die Sozialdemokratie in Wien zerstört hatte. Die klerikale Partei Dr. *Luegers* repräsentierte vor dem ersten Weltkrieg die Mehrheit in Wien, die aber nach dem Kriege den Sozialdemokraten zufiel. Bei den letzten demokratischen Gemeindewahlen, die in Wien am 24. April 1932 abgehalten wurden, erhielten die Sozialdemokraten 59 Prozent aller Stimmen, während die klerikale Partei, verglichen mit den Wahlen vom November 1930, 12 Prozent Stimmverlust erlitt. Die meisten Juden in Wien stimmten wohl sozialdemokratisch, obwohl eine kleine Minderheit für die klerikale Liste stimmte¹⁴.

Die Christlich-Soziale Diktatur mit ihrer entschieden antidemokratischen und antiparlamentarischen Einstellung konnte dem wachsenden Einfluß des Faschismus keinen ernststen Widerstand leisten. Sie bevorzugte zwar den italienischen Faschismus und lehnte, auch aus kirchlichen Gründen, den deutschen Faschismus ab, aber das

¹⁴ Die Nationalsozialisten erhielten am 9. November 1930, den letzten parlamentarischen Wahlen, in Wien 27 540 Stimmen, und bei den Gemeindewahlen im April 1932 201 411 Stimmen. Zum Unterschied vom Deutschen Reich war die Zahl kommunistischer Stimmen in Österreich verschwindend gering, wofür das Verdienst damals, wie nach dem zweiten Weltkrieg, den Sozialdemokraten zukommt. Bei den Gemeindewahlen im Jahre 1932 erzielten die Kommunisten in Wien nur 1,9 Prozent der Stimmen. Siehe *Walter B. Simon*, *The Jewish Vote in Vienna*, *Jewish Social Studies*, XXIII (1961) 38–48.

war nicht genug, um *Hitler* Schach bieten zu können. Der Satiriker *Heine*, der kein großer oder aufrechter Charakter war, bewies oft überraschende Einsicht in weite historische und politische Zusammenhänge. Der Satiriker *Kraus*, der an Charakterstärke und ethischer Hingabe an sein Werk *Heine* bei weitem übertraf, sah häufig in seinem steten und aufreibenden Kampfe gegen den Ungeist der Tagespresse und ihre sprachliche Verlotterung die großen Linien der politisch-geistigen Entwicklung mit geringerer Klarheit. „Während der Satiriker den ersten Weltkrieg kommen sah“, schreibt sein Freund und Herausgeber *Heinrich Fischer*, „die Möglichkeit der Überwältigung durch *Hitler* und dessen, was danach geschah, hatte er nicht geahnt!“ Und doch waren die Zeichen des drohenden Einbruches und des nahenden Triumphes des Ungeists in der geistigen Situation des deutschen Reiches der Weimarer Zeit unverkennbar. Schon *Fritz von Unruh*s Komödie „Zero“, die im Juni 1932 im Frankfurter Schauspielhaus aufgeführt wurde, sah die unmittelbare Zukunft in großer Klarheit:

Anne: Das bläst aber heut vom Meer . . .

Mixer: Keine Bange! Der Zyklon kommt nicht hoch.

Anne: Ich dacht' schon, die Welt geht unter.

Engel: Ja, wir geh'n unter . . .

Angst: Meinen Sie's auch?

Engel: Klar, Babylon ging unter, Assyrien, Ägypten,
natürlich geh'n wir auch unter . . . Auf dem
Potsdamer Platz werden Schafe weiden . . .

Mixer: Größere als jetzt . . . Hahaha . . .

Engel: Entweder ein Volk will Raum oder es will Zeit –

Angst: Deutschland will Raum . . .

Engel: Darum geht es unter . . .

Als Satiriker war *Karl Kraus* an Wien und an den Wiener Augenblick gebunden. Viele Seiten der „Fackel“ sind nur aus den jeweiligen lokalen Umständen verständlich. In seinen „Sprüche und Widersprüche“ versuchte *Kraus* denen zu antworten, die behaupteten, daß er großen Witz und Verstand und sittliche Erregung an flüchtig geringe Vorgänge verschwende. „Meine Leser glauben, daß

ich für den Tag schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind. Dann werden sie möglicherweise Aktualität erlangen.“ Dem Satiriker, der auch ein großer Dichter ist (obwohl er ein schlechter Politiker sein kann), wird das Zeit- und Ortbedingte zum Gleichnis aller Zeit und alles menschlichen Lebens. „Der wahre Weltuntergang“, schrieb *Kraus* im Jahre 1908, „ist die Vernichtung des Geistes, der andere hängt von dem gleichgiltigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.“ Damals schrieb *Kraus*, und viele Apokalyptiker fühlen sich versucht, heute, über ein halbes Jahrhundert später, ähnlich zu schreiben, wie es ja auch Apokalyptiker in allen vergangenen Jahrhunderten getan haben: „Es ist meine Religion zu glauben, daß das Manometer auf 99 steht. An allen Enden dringen die Gase aus der Welthirnjauche, kein Atemholen bleibt der Kultur, und am Ende liegt eine tote Menschheit neben ihren Werken, die zu erfinden ihr so viel Geist gekostet hat, daß ihr keiner mehr übrig bleibt, sie zu nützen.“

Die europäische Apokalypse kündigte sich, von vielen stürmisch begrüßt, 1914 an. *Karl Kraus* reagierte auf sie in zwei berühmten Werken. „Weltgericht“, das 1919 erschien und seine Reden und Kommentare aus der Kriegszeit sammelte, und dem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“, das beinahe 800 Druckseiten füllte und dem politischen Tendenztheater in Deutschland in den Zwischenjahren als Vorbild und Quelle diente. In seiner Ansprache vom 19. November 1914 erklärte *Kraus*, daß man von ihm kein eigenes Wort erwarten solle „in dieser großen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt; ... in dieser lauten Zeit, die da dröhnt von der schauerlichen Symphonie der Taten, die Berichte hervorbringen, und der Berichte, welche Taten verschulden.“

Kraus ließ in diesen Werken die Zeit für sich selber sprechen. Auch andere ließ er für sich sprechen. So zitierte er ein Wort von *Kierkegaard* aus dem Jahre 1846: „Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich

lebe, nicht Hohe Priester aufs Korn, sondern die Journalisten.“ Aus noch früherer Zeit stammte das von *Kraus* zitierte Wort eines deutschen Satirikers und Aphoristikers, des *Georg Christoph Lichtenberg*: „Es macht den Deutschen nicht viel Ehre, daß anführen so viel heißt, als einen betrügen. Sollte das nicht ein Hebraismus sein?“

Als dann der größte deutsche Anführer, unter dem jubelnden Beifall der so gerne Geführten, im Jahre 1933 zur Macht kam und die zweite europäische Apokalypse einleitete, die diesmal wirklich zu den letzten Tagen der europäischen Menschheit und Menschlichkeit hätte führen können, konnte *Kraus* anscheinend nur schweigen. Das Wort schien entmachtet. Acht Monate nach der deutschen Katastrophe, im Oktober 1933, veröffentlichte *Kraus* ein dünnes Heft der „Fackel“, das neben einem Nachruf auf einen Freund nur ein Gedicht enthielt, das letzte, das *Kraus* selbst der Öffentlichkeit übergab:

Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.
Ich bleibe stumm;
und sage nicht, warum.
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
Kein Wort, das traf;
man spricht nur aus dem Schlaf.
Und träumt von einer Sonne, welche lachte.
Es geht vorbei;
nachher wars einerlei.
Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.

In seiner Analyse dieser Verse, die er mit Recht ein großes deutsches Gedicht nennt, weist *Werner Kraft* darauf hin, daß die Sonne einmal gelacht hat, weil mit Hilfe des Satirikers sie es an den Tag gebracht, weil man sie nicht belügen konnte. „Nun aber ist ihr das Lachen vergangen“, schreibt *Werner Kraft*, „selbst sie sieht zu viel. Es gibt keine Satire mehr, die Natur ist ernst geworden, mörderischer Ernst stampft mordend durch die Gassen der Zeit, die Welt ist ins Herz getroffen.“ Ungeachtet des Gedichtes blieb *Kraus* aber nicht stumm. Im Sommer 1933 verfaßt er eine längere Schrift, die

sich mit dem Dritten Reich auseinandersetzte und die er in bewußter Anlehnung an die deutsche Klassik „Die dritte Walpurgisnacht“ nannte. Nach langer Erwägung beschloß *Kraus*, die Schrift, die ursprünglich in der „Fackel“ erscheinen sollte, damals nicht zu drucken. So ist sie erst im Jahre 1952 erschienen.

Das Buch ist gerade heute von aktueller Bedeutung, da man wieder viele Stimmen laut werden hört, die behaupten, daß es nach der Katastrophe von 1933 in Deutschland gar nicht so unerhört katastrophal grauenhaft gewesen sei. Viele reden sich ein, daß das wahre Grauen erst mit den Massenverbrennungsöfen begann oder mit der Abschachtung der Juden, und daß sich daher 1933 viele Deutsche und Nichtdeutsche über das wahre Wesen des deutschen Aufbruchs und der deutschen Bewegung täuschen konnten und durften. Man lese diese Schrift aus dem Jahre 1933 – die natürlich nicht vereinzelt dasteht – um zu sehen, wie sich damals der Ungeist des neuen Deutschland in seinen eigenen Kundgebungen mit unüberhörbarer Klarheit und unerschütterlicher Zuversicht offen manifestiert hat, nicht in den verzückten Massen, sondern auch unter Gelehrten und Geistigen. Das Buch ist von einem Manne geschrieben, der mit jeder Fiber seines Herzens der deutschen Kultur und Sprache verbunden war. Er unternahm daher den Versuch, die Deutschen an ihre große Tradition zu mahnen, die durch den Jahrzehnte langen Auflösungsprozeß des deutschen Geistes, den *Kraus* vor allem im Sprachlichen verfolgte, in Todesgefahr war.

Wie alle polemischen Schriften von *Karl Kraus* gewinnt und verliert das Buch durch seine leidenschaftliche Ichbezogenheit. *Weininger* und *Kraus* fehlte die Gabe des Maßes. Im Grunde hatte *Kraus* zur Geschichte und zur Politik kein Verhältnis, ein Mangel, der auch für *Weininger* zutrif, der aber bei einem so jung verstorbenen Menschen verständlich ist. In den polemischen Schriften von *Kraus* erlangen kleine Übelstände manchmal die Bedeutung von Katastrophen und das Pathos scheint oft nicht am Platz. Sein Haß gegen die Presse verführte ihn, das Gesamtbild einseitig zu sehen. Zu Beginn des Krieges von 1914 betonte er, daß „das Ohr, das die Posaune

des Weltgerichts vernimmt, sich noch lange nicht vor den Trompeten des Tages“ verschließe. Er überschätzte die Bedeutung und Wirkung der schrillen Mißtöne dieser Trompeten. „Was an einem einzigen Tage der letzten fünfzig Jahre gedruckt wurde“, schrieb er, „hat mehr Macht gegen die Kultur gehabt als sämtliche Werke Goethes für eine solche.“

Kraus war ein großer und unerbittlicher Hasser, und auf die Leser der Jahrgänge der „Fackel“, dieses durch seine Intensität wie durch seine Fülle gleich bedeutsamen Lebenswerkes, kann die Unbedingtheit seines eifernden Zornes manchmal monomanisch wirken. Es war eine Rettung für *Kraus*, daß er auch ein großer Dichter und Schauspieler war, und so zur Zauberkraft des Wortes und des Spiels flüchten konnte. Als Dichter und Schauspieler verschmolz *Kraus* – darin *Weininger* so unähnlich – das Sinnliche und das Geistige. Das Wort, in dem alles Mysterium der Welt erahnt und angedeutet ist, entzückte ihn.

Wenn ich so weiter fortspiel',
vor solchem kühnen Zaudern
wird es die Nachwelt schaudern.
Denn alles war im Wortspiel.

Und an einer anderen Stelle heißt es:

O Glück im Wortverstecke
des unerlösten Denkens,
Versagens und sich Schenkens –
.....
Im Hin- und Wiederfluten
der holden Sprachfiguren
folgt er verbotenen Spuren
posthumer Liebesgluten.

Kraus' Verhältnis zum Worte wird deutlich in dem schönen Ausspruche „Die Sprache tastet wie die Liebe im Dunkel der Welt einem verlorenen Urbild nach.“ Und ähnlich wird in dem Aufsatz „Druckfehler“ ausgesagt, worin er sich „für nichts weiter als einen gewöhnlichen Satzbauer“ erklärt, als einen, der „unschuldig sei an aller

Lebenswirkung und ethischen Bereicherung, die die Sprache vermag“, der aber „innerhalb dieser bescheidenen Tätigkeit allerdings mehr Grund zum Größenwahn zu haben glaube als alles was sich heute Schriftsteller nennt, aber doch immer nur an einen Satz und nie etwa an einen Roman alle Intensität der Empfindung und der Arbeit wende (und zwar an jeden Satz dieselbe, so daß es gar keinen Wertunterschied zwischen meinen Sätzen geben kann und jeder Bau gleich geschlossen und gefügt erscheint).“ Dies sind grundlegende Ausführungen, in denen *Kraus* seine Meisterschaft und ihre Begrenzung, seine eifernde Liebe und seine hingebungsvolle Arbeit für Wort und Sprache umreißt ¹⁵.

Kraus' Meisterschaft der Sprache fand auch in der Prosa seiner Aphorismen ihren Ausdruck. So wenn er von der „Welthysterischen Zerrüttung“ und von dem „Untergangstern des Abendlandes“ sprach. Um nur einige Beispiele seiner in der Geschichte des deutschen satirischen Stils auch *Lichtenberg* übertreffenden Sprachkunst anzuführen: „Alle Vorräte, an Getreide, Zucker, Mehl, Kaffee und so weiter, sind nacheinander gestreckt worden. Mit den Waffen wär's noch zu probieren“, hieß es im ersten Weltkrieg. „Wenn der Ernst des Lebens wüßte, wie ernst das Leben ist, er würde sich nicht erfreuen, Kunst heiter zu finden.“ Was *Kraus* gegen die Presse am

¹⁵ Ich habe einmal, darin *Martin Buber* folgend, darauf hingewiesen, daß zum Unterschiede von den Griechen, die ein Volk des Auges und der bildnerischen Form waren, die Juden ein Volk des Ohrs und des Anrufes waren. „Gott hat sich den Juden nicht in einer sichtbaren Form, sondern im Worte offenbart. In jüdischen Gebeten klingt immer wieder das Höret! Das Wort war den Juden das Medium zwischen der Unendlichkeit und den Menschen; das schwingende Wort enthielt mehr von der Unendlichkeit als die scharf umrissene Form des Bildes. Gottes Namen war das größte Mysterium und die größte Macht. Beschwörend und schöpferisch waren das Wort und der Klang, nicht das Bild und die Gestalt.“ Daher lebte der Jude mehr im Reiche der Zeit und der Grieche mehr im Reiche des Raums. Siehe das Kapitel „Israel und Hellas“ in meinem *Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution*, deutsche Übersetzung, neue Ausgabe, Frankfurt 1961. Die zwei schönsten Gedichte von *Karl Kraus*, in denen es sich um die Macht des Wortes und die Arbeit am Wort handelt, scheinen mir „Der Tag“ und „Nächtliche Stunde“ zu sein.

Herzen hatte, hat er wohl niemals kürzer und schlagender ausgedrückt als in dem Satze: „Den Journalisten nahm ein Gott, zu leiden, was sie sagen.“ Vom alten Österreich hieß es: „Hierzulande gibt es unpünktliche Eisenbahnen, die sich nicht daran gewöhnen können, ihre Verspätungen einzuhalten.“ Und schließlich zur vergleichenden Völkerpsychologie: „Der Franzose hat sich von seiner Oberfläche noch immer nicht so weit entfernt, wie der Deutsche von seiner Tiefe.“

Neben dem Wort war es das Spiel, das Theater, das in der Wiener Tradition *Kraus* beherrschte und in dem er daheim und Herr war. Er erklärte einmal, daß das, was er schrieb, geschriebene Schauspielkunst sei. Als neunzehnjähriger Jüngling trat er, am 14. Januar 1893, in einem Wiener Volkstheater als Gast auf in der Rolle des Franz Moor in *Schillers* „Räuber“. Er fiel bei Publikum und Presse durch. Einer seiner Mitspieler (in der Rolle des Spiegelberg) war *Max Reinhardt*, der damals dem Ensemble des Schmierentheaters angehörte. Später hat *Karl Kraus Reinhardt* wie so viele andere scharf bekämpft. In diesem Falle lag den wortgewaltigen Angriffen eine gegensätzliche Auffassung des Wesens des Theaters zugrunde.

In seiner Jugend hatte *Kraus* noch den Glanz des alten Wiener Burgtheaters und der im Aussterben begriffenen klassischen Theatertradition erlebt. Damals herrschten Dichtung und Wort im Theater und große Schauspieler, die der Dichtung und dem Worte dienten. *Kraus* hat oft diese Künstler in wehmütiger Erinnerung gepriesen, so *Zerline Gabillon*, die 1892 starb und von der er noch 1926 schrieb:

Doch nie zuvor, nie wieder, waren Bretter
so voller Rausch und Reiz der großen Welt
wie damals, da die Dame Gabillon
mit Blick und Laut auf ihnen Leben sprühte.

Für den Niedergang des Theaters im zwanzigsten Jahrhundert, wo der Regisseur an die Stelle des Schauspielers, die Ausstattung an die Stelle des Wortes trat, erschien *Reinhardt* und seine fürstliche Lebenshaltung als Schloßherr in Leopoldskron *Kraus* symptomatisch. In dem „epochemachenden Humbug des Sommernacht-

traums waren das auf Latten geheftete Gras echt und die Schauspieler aus Pappe“. Der Text der Dichtung verlor sich in bildhaften Außerlichkeiten und die Schauspieler verlernten die Kunst der Sprache. Demgegenüber stellte *Kraus* sein Theater der Dichtung. Vom Pult aus, ohne alle Andeutung von Szenerie, ohne die Illusion eines Realismus erneuerte und belebte er *Shakespeare* und *Johann Nestroy* und *Jacques Offenbach* in seinen Neubearbeitungen für eine Hörerschaft, die die großen Vortragssäle nicht nur in Wien, sondern im deutschen Sprachkreis füllte. Aus der Dichtung, und aus dem Theater der Dichtung, die sein Wort übermittelte, strömte *Kraus* Trost zu, in der wachsenden geistigen Unordnung und Zersetzung Österreichs, vor der *Kraus* wie eine Cassandra mit leidenschaftlicher Monotonie warnte und zur Umkehr aufrief¹⁶.

Dieser Trost versagte, als die wahre Katastrophe über das Nachbarreich hereinbrach. Ihr gegenüber konnte sich das Erbe *Karl Luegers* und die autoritäre katholische Diktatur nicht als ein Bollwerk für die Rettung der Menschlichkeit erweisen. *Kraus* hatte mit sittlichem Pathos und großer Erbitterung die Verschmöktheit der jüdischen Presse Wiens, ihre, wie er sagte, kulturzerstörende Macht und kapitalistische Käuflichkeit bekämpft; er hat im ersten Weltkrieg seine tiefe Erschütterung vor all dem Leiden und all der Dummheit dieses Krieges vorbildlich bezeugt; aber den noch größeren Gefahren, die das Deutschtum nach 1918 bedrohten und die ihre Wurzeln in der Germanophilie und der Überschätzung nationaler Eigenart hatten, widmete *Kraus* geringere Aufmerksamkeit.

¹⁶ Siehe über die Bedeutung des Theaters als der charakteristischen Auswirkung des österreichischen Kulturtypus für *Kraus* das grundlegende Buch von *Leopold Liegler*, S. 60 f. Dort heißt es auch, daß *Kraus* an Österreich mit Inbrunst hängt, daß es aber für ihn in Österreich zweierlei Feinde gebe, die ihm in gleicher Weise verhaßt sind: „das judaisierte Neuösterreich- und Neuwienertum (die eigentlichen Machthaber) und die andern, die Beherrschten, die Dekorativen, die rohen und kulturlosen, von der Hand in den Mund lebenden Bezirkspatrioten, die in selbstgefälligem Staunen über die eigene Einzigartigkeit des Lebens einer unproduktiven Sentimentalität in Schwäche, Indolenz und angestammter Gemütschlamperei dahindusel.“ Über *Kraus'* Verhältnis zum Judentum siehe ebenda S. 46 f. und 142–153.

Doch traten diese Gefahren lange vor 1933 klar zutage in der Lobpreisung des Wurzelhaften und des Bluterbes als das Wesen des Menschen bestimmend, in der Geringschätzung des Parlamentarischen und des Parteiwesens, in einer selbstgefälligen Übertreibung der unzweifelhaften Mißstände des kapitalistischen Liberalismus, in einer Vorliebe für Führertum und Edelmenschentum, bei dem das gemeine Menschentum und der common sense zu kurz kamen.

Im Reichstag des Deutschen Reiches, das daran krankte, daß es ein Reich zu sein beanspruchte, stimmten im März 1933 nur die Sozialdemokraten gegen das Ermächtigungsgesetz für *Hitler*. Das katholische Zentrum stimmte dafür, obwohl es demokratischer und westlicher gesinnt war als die Dollfussdiktatur, die Bewunderung für *Mussolinis* Rom und Sympathie für *Horthys* Ungarn bezeugte. Der Kampf gegen die Sozialdemokraten, die zur Zusammenarbeit mit den Christlich-Sozialen bereit waren, wurde von der autoritären Regierung in Österreich mit größerer Schärfe geführt als der Kampf gegen den Faschismus, einschließlich seiner reichsdeutschen Form, deren Ursprung ja zum Teil in Österreich zu suchen war. Führende geistige Vertreter Österreichs wie Professor *Josef Nadler* und *Heinrich Ritter von Srbik*, sahen im Jahre 1936 Österreichs Sendung im deutschen nationalsozialistischen Raum. Anschluß an ältere wahrhaft freiheitliche deutsche Traditionen, die damals vor allem in der Schweiz fortlebten, wurde nicht gesucht. Das Kulturabkommen vom 11. Juli 1936 betonte das gemeinsame Deutschtum des nationalsozialistischen Deutschlands und der österreichischen Diktatur. Einen Monat zuvor war *Karl Kraus* gestorben.

Vielleicht hat *Kraus* den Sinn seines Lebens und seiner Sendung, wie er sie sah, am besten zusammengefaßt in „Traumstück“ (1922). Dort schrieb er:

Was will ich dieser Welt? Sie will es nicht!
Sie weiß es nicht einmal, sie hört es nicht,
und immer wieder will ich, immer weiter.
Wann kürzt den Weg sie mir? Sie selbst ist nichts
als Hindernis und hindert trotzdem nicht,

so unermüdlich gegen sie zu wollen . . .
Was kürzt die Wartezeit? Unsägliches
zu sagen, Unerhörtes taubem Ohr
noch einmal anzutun und immer wieder . . .
Verirrter Drang, die Seelen aufzureißen
mit einem Schrei, daß sie verschlossen sind!
Was Menschen sind, verhindert sie zu hören,
daß sie nicht Menschen sind. Nur mich allein
verhindert's nimmer, ihnen es zu sagen . . .
Gefangen in der Zeit, pocht dies mein Herz
an ihre Wände, daß sich Gott erbarme,
und sehnt sich nie nach seinen Wundern aus
und sucht die Deutung dieser Lebensdinge,
des unlebendig wirren Wesenslosen,
worin ich schlafe, bis ich einst erwache,
im holden Unmaß zwischen Tat und Traum.

VI.

Mit dem Ende des dynastischen Staates, mit dem Aufkommen des Nationalismus war Österreich fragwürdig und sich selbst zum Problem geworden. Das bezog sich auf das Österreichische im allgemeinen und auf das Deutsche in Österreich im besonderen. Von der Zwei- und Vieldeutigkeit des Österreichischen wurde auch das in Österreich seit der Aufklärung sich einordnende Judentum schwer betroffen. Die Grundlagen der josephinischen Aufklärung, die von *Gerhard von Swieten* und *Joseph von Sonnenfels* gelegt wurden, wirkten in der österreichischen Beamtenschaft und zum Teil sogar im Adel und in dem hohen Klerus bis zum Ende der Dynastie nach; aber im Untergrund lebte die spätbarocke Massenagitation eines *Abraham a Sancta Clara* weiter, die die Komplexität alles Lebens ungehörig vereinfachte und in eine grelle schwarz-weiß Kontrastierung auflöste. In ihrem Gefolge kam die Barbarei, von der *Hofmannsthal* schon 1894 geschrieben hatte, die Dämonologie, von der *Weininger* wußte, und die Vernunft und Wissenschaft nicht länger zu bannen vermochten. Noch um die Jahrhundertwende war Wien in vielen kulturellen Disziplinen in Europa bahnbrechend gewesen, so in der Medizin, in der Psychologie, in der Nationalökonomie, in der Philosophie. In allen diesen Gebieten nahmen Menschen jüdischer Abstammung entscheidend Anteil. Mit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, mit der steigenden Flut nationalistischer Barbarei, verlor sich das alles. Die Überlebenden fanden in anderen Ländern Zuflucht und Heimat. Die „Wiener Schulen“ entfalteten vor allem im anglo-amerikanischen Kulturkreis neue Fruchtbarkeit. Zu ihnen gehörte auch *Hermann Broch*, der die dichterische wie auch die wissenschaftliche Tradition Wiens vertrat. Aber die österreichische Dich-

tung, wie sie noch *Thomas Mann* 1936 charakterisiert hatte, eine Dichtung, „deren östliche, westliche, südliche Einschläge das Österreichertum überhaupt und nach seinem ganzen Wesen von dem Deutschtum, wie es historisch geworden ist ... abheben und ein deutschsprachiges Europäertum von süddeutscher Volkhaftigkeit und mondän gefärbter Bildung zeitigen – höchst liebenswert und höchst unentbehrlich“, endete in den dreißiger Jahren.

Es war das Fragwürdige Österreichs und seines Judentums, das um die Jahrhundertwende auf der einen Seite ein wachsendes Gefühl der Angst und der Unsicherheit auslöste, auf der anderen Seite scharfe Selbstkritik und Selbstgericht. Aus den Ängsten suchte man einen Weg ins Freie, man rang um Klarheit, was sich, und nicht zufällig in Wien, in der Analyse *Freuds* und im logischen Positivismus ausdrückte. In der Selbstkritik lag freilich eine Verführung zu falschen Ängsten und überspannten Erwartungen. *Weininger* und *Kraus* waren die extremsten Fälle dieses Selbstgerichtes. Was aber bei *Weininger* rein persönlich und metaphysisch war, wohl als Ausdruck des Jünglingsalters, war bei *Kraus* in der österreichischen Erfahrung begründet. *Friedrich Torberg* sagt mit Recht, daß *Karl Kraus* der einzige war, „bei dem das österreichische Selbstgericht legitim zum Weltgericht wird und vice versa. Nichts versteht sich bei *Kraus* von selbst, alles versteht sich aus Österreich, sogar die letzten Tage der Menschheit, und weil Österreich sich erst recht nicht von selbst versteht, muß alles ausgesprochen werden, dröhnend und unablässig und eifervoll ... *Kraus* fühlt sich für alles verantwortlich, was in und aus Österreich geschieht – sei's auch nur insofern, als er's nicht verhindern konnte“¹⁷.

Die Haltung von *Weininger* und *Kraus*, das Eifervolle in ihrem

¹⁷ *Friedrich Torberg*, Selbstgericht in der Literatur, *Spectrum Austriae*, S. 637. Siehe in diesem wichtigen Aufsatz auch die Worte über *Robert Musil*, S. 642 ff. Selbstgericht und Selbstkritik sind immer so weit wohltätig, als sie Klischees und den es sich leichtmachenden Glauben an sich selbst zerstören. Von den in Österreich so häufigen Kritikern war aber, wie *Torberg* betont, *Kraus* „der einzige, der nützen und helfen wollte, der einzige, dessen Absicht und Wunschtraum durch ein besseres Österreich in einer besseren Welt erfüllt gewesen wäre“.

Wesen, war weniger charakteristisch für Österreich als das Wissen um das Unaussprechliche, das Andeutende, das Verhaltene in Wort und Gebärde. *Schnitzler* betonte die Wandelbarkeit und Unbeständigkeit nicht nur aller Situationen, sondern auch des Ich. Mit besonderer Prägnanz hat das *Schnitzlers* Freund *Richard Beer-Hofmann* in seiner Erzählung „Der Tod Georgs“ um die Jahrhundertwende ausgedrückt: „Was damals in ihm gewesen war, schien ihm so unwiederbringlich verloren, als hätte eine Übermacht es aus seinem Innern gerissen, und, für immer unerreichbar, über die Erde hinaus in den Weltenraum geworfen. Und er begriff es nicht; wie konnte etwas, das einmal sein gewesen, ihm so verloren gehen, daß er auch nicht mehr wußte, was er verloren? Was ihn einmal so erschüttert hatte, mußte es nicht von jeher und für immer unverlierbar in ihm ruhen? Was war noch sicher, wenn sein eigenes tiefes Empfinden ihn verriet? Konnte dann nicht für alles, was er jetzt als seinen einzig wirklichen inneren Besitz fühlte, auch ein Tag kommen, an dem es wertlos hinter ihm ins Leere versunken war? So gelöst von ihm, daß auch nicht mehr die Erinnerung daran überlebte? Und er zweifelte, ob, was er damals empfunden, auch wirklich ihm gehört hatte. War es nicht vielleicht aus vielem, was ihn fremd umgab, nur an ihn herangeweht worden?“¹⁸

Von dieser Bedeutung des Augenblicks, von dem steten Wandel, von dem Ineinanderverwebtsein von Spiel und Leben schreiben *Schnitzler* und *Beer-Hofmann*, *Hofmannsthal* und *Peter Altenberg*, *Musil* und *Georg Trakl*. *Altenberg* ließ auf seinen Grabstein das Wort setzen: „Er liebte und sah.“ Er hatte nichts mit Selbsthaß zu tun: „In die tagtäglich neue und bessere Welt sehen können, ist alles.“ In *Hofmannsthals* nachgelassenem Romanfragment sagt *Andreas*

¹⁸ Von *Beer-Hofmanns* *Der Tod Georgs* schreibt *Gerhart Baumann*, „Österreich als Form der Dichtung“, *Spectrum Austriae*, S. 596, als „einem Werk, dessen vorausweisende Vollendung noch nicht eingeholt worden ist: das Zeitlose, Allzeitliche des Traumzustandes und das unaufhaltsame, rätselhafte Geschehen erschließen in erlesenen, vielseitigen Reflexen neue Bereiche, die nach einem halben Jahrhundert noch keineswegs ausgeschöpft sind“.

von Ferschengelder: „Es ist etwas in uns, das über und hinter allen Altern ist und mit allen Altern spielt.“ So ein Wissen „verleiht die Fähigkeit, sich in alles zu versetzen; alles ist ja mehrdeutig, ohne dadurch ungenau oder vage zu sein. . . . Alles einseitige Vereinfachen führt an der Wahrheit des stillen und gerechten Anschauens vorbei.“ Die österreichische Dichtung bemühte sich um das Ausgleichen und Integrieren. „Das Leben ist restlose Vereinigung des Unvereinbaren“, heißt es bei *Hofmannsthal*. Wien war der Ort, wo sich vor dem Einbruch der endgültigen, aber zeitlich kurzlebigen Barbarei viele Einflüsse und Erinnerungen berührten und zu einer eigenartigen Synthese verschmolzen, die unverkennlich das Wien der Jahrhundertwende kennzeichnete¹⁹.

In diesem kosmopolitischen Charakter war Wien nicht nur der Erbe des Barocks, sondern vor allem der Aufklärung. Seit den Kriegen gegen Napoleon und seit der Romantik verwarf und verhöhnte man vielfach in Deutschland die westeuropäische Aufklärung, die doch die größten Namen des deutschen Geistes umfaßte, *Wieland* wie *Mozart*, *Lessing* und *Kant*, *Goethe* und *Schiller*. Heute, nachdem all die antiwestlichen Ressentiments und Gifte, die sich seit über einhundert Jahren im deutschen und österreichischen Gebiete angesammelt haben, in dem Fieberwahngeschwüre des Nationalsozialismus aufgebrochen sind, muß man erkennen, daß nichts, was heute in Deutschland und Österreich an politischer Vernunft, an Humanismus, staatspolitischer Freiheit, an Rechten des Menschen besteht und unter schweren Bedrängnissen wächst, ohne die Aufklärung denkbar wäre. „Nicht nur die Erhellung der Vernunft und der Kräfte des Verstandes, sondern auch die Erhellung des Herzens, der Kräfte des Gemüts und des Glaubens verdanken wir der Aufklärung.“²⁰ Die Aufklärung verhieß die Emanzipation der Juden auch in Mitteleuropa und leitete jene so fruchtbare Periode kultureller Entfaltung ein, die um die Jahrhundertwende zur Blüte gelangte, aber damals schon durch die der Aufklärung feindlichen Kräfte eines rückwärts

¹⁹ Siehe *Gerhart Baumann*, a.a.O., S. 610, 612.

²⁰ *Friedrich Heer*, *Land im Strom der Zeit*, S. 155 f.

gewandten, Blut und Boden, Erbmasse und Schollenverbundenheit betonenden Nationalismus in der Wurzel bedroht wurde.

Die Aufklärung war ursprünglich von dem zuversichtlichen Glauben an das Gute im Menschen und an die Harmonie aller menschlichen Verhältnisse erfüllt. Die Dichter und Denker der österreichischen Moderne sahen aber ohne Illusion den Abgrund, über den die Aufklärung ein Heim für Menschen und Völker bauen wollte. Sie wußten von der Schwierigkeit der Menschwerdung, von der Schwere des Menschseins. „Zu wenig Liebe, zu wenig Gerechtigkeit und Erbarmen und immer zu wenig Liebe; allzu viel Härte, Hochmut und allerlei Verbrechertum, das bin ich“, schrieb *Georg Trakl* im Jahre 1913 an *Ludwig von Ficker*, den Herausgeber der edlen österreichischen Zeitschrift „Der Brenner“. Diese illusionslose Innenschau teilten auch *Schnitzler* und *Freud*. Die Psychoanalyse schöpfte aber Zuversicht aus dem Glauben an die heilenden Kräfte der Aufklärung und Erhellung.

Dieser Glaube erfüllte schon das erste in Österreich veröffentlichte „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde“, das 1845 erschien und jahrzehntelang in Europa in englischen, russischen, französischen und polnischen Übertragungen gelesen wurde. Sein Verfasser war *Ernst Freiherr von Feuchtersleben*, der wie *Schnitzler* Arzt und Dichter war. Ein Schüler und Verehrer *Lessings*, *Kants* und *Goethes*, wollte er die Menschen die Kunst lehren, das Leben zu ertragen und die Hypochondrie und den Pessimismus, der zu seiner Zeit weit verbreitet war, zu bekämpfen. Sein Buch „Zur Diätetik der Seele“, das 1838 erschien und noch 1907 zum fünfzigsten Male neu aufgelegt wurde, war ein Trostbuch für seelisch Bedrohte, die ihr Leben „in-komplett“ fanden, und war ein Preislied auf den Menscheng Geist. Für ihn war es „das höchste Thema der Seelendiätetik: die Gewalt der Bildung über die dunklen Kräfte der sinnlichen Natur zu erörtern; auszusprechen, was geistige Kultur zur Begründung der Gesundheit einzelner wie ganzer Gesamtheiten, ja der Menschheit im großen vermag“. Er war einer der Führer der Studentenbewegung, die die Revolution von 1848 einleitete. In diesem Jahre wurde er Unter-

staatssekretär im Erziehungsministerium und trat mit größter Energie für vollkommene Lehr- und Lernfreiheit und für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Konfessionen ein.

In 1849, in seinem letzten Lebensjahre, faßte er seine grundlegenden Ansichten in Vorlesungen über Anthropologie zusammen. Dort heißt es: „Sind Pflanzen und Tiere sich selbst überlassen, an Scholle und Landstrich gebunden, so schreiten die ‚Söhne der Erde‘, sich wechselseitig unterstützend, durch unabsehbare Generationen ihrer Bestimmung zu: zur Einheit des Menschentums. Sie ist in der Tat sein Merkmal. Der Mensch ist hierzu bestimmt, in diese Einheit hineinzu leben. . . . Ihr Sittengesetz waltet über seinem Geschlecht, es ist sein Ideal, ohne das das Menschendasein völlig sinnlos wäre. Diese Rätsellösung ist das Resultat wahrer Anthropologie. – Es heißt Humanität.“ Er sah es als „die sittlichste Aufgabe“ an, das Menschliche eines jeden „aus den individuellen Verhältnisknäueln herauszuwickeln und zu fördern“. Die Wiener Psychotherapie, die mit den Namen *Sigmund Freud* und *Alfred Adler* verknüpft ist, hat diese Gedankengänge weitergeführt. „In der Brust jedes Menschen“, schrieb *Feuchtersleben*, „schläft ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn. Ringt mittels aller heiteren und tätigen Kräfte, daß er nie erwache!“²¹

Feuchtersleben, ein Sohn der Aufklärung und ein Freund *Grillparzers*, lehnte allen Nationalismus ab und war Weltbürger im Sinne der Stoiker, *Kants* und *Goethes*. Hundert Jahre später erlagen viele Mitteleuropäer und Wiener so sehr dem rassistischen Denken, daß sogar *Stefan Zweig* in seinem letzten Aufsatz über *Montaigne*, den

²¹ Siehe die Biographie von *Elisabeth Keppelmüller* in *Große Österreicher*. Neue österreichische Biographie ab 1815, 10. Band, Wien 1957, S. 30–45. *Feuchtersleben* glaubte, daß es die Aufgabe des Menschen sei, „abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit“. Die höchste Gnade ist es, zum Menschen „geboren“ zu sein. Denn „man wird zu allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt.“ Von *Feuchterslebens* mittelmäßigen Gedichten ist heute nur eines, in der Vertonung von *Felix Mendelssohn-Bartholdy* bekannt, das wehmütige „Es ist bestimmt in Gottes Rat“.

er knapp vor seinem Tode in Brasilien schrieb, dessen Weltbürgertum aus seiner Rassenmischung erklärte (*Montaigne* hatte bekanntlich eine jüdische Großmutter). „Durch diese Gemischtheit“, schrieb *Zweig*, „war er prädestiniert, ein Mensch der Mitte und ein Mensch der Bindung zu werden, unbefangen nach allen Seiten blickend, ohne Borniertheit in jedem Sinne, ein *libre penseur* und *citoyen du monde*, freigeistig und tolerant, Sohn und Bürger nicht einer Rasse und eines Vaterlandes, sondern Weltbürger jenseits von Ländern und Zeiten.“

Seltsame Verwirrung auch der guten Geister! *Stefan Zweig* schrieb, als ob Blut oder Rassenmischung das Individuum zu weltbürgerlicher Weite prädisponiere. In Wirklichkeit waren Menschen gemischter Rasse häufig nationale Chauvinisten, während Menschen, unter deren Vorfahren man keine „Fremden“ nachweisen konnte, das gemeinsam Menschheitliche in weltbürgerlicher Absicht betonten. Man kann von dem Wien der Jahrhundertwende und der Stellung jüdischer Menschen in ihm nicht sprechen, ohne zu betonen, wie sie alle von dem National- und Rassedanken, das um jene Zeit in Mitteleuropa und gerade in Wien überhand nahm, beeindruckt und bedrängt wurden, gleichgültig, ob sie sich dazu positiv oder negativ einstellten. *Schnitzlers* Roman „Der Weg ins Freie“ legt davon Zeugnis ab.

Das geistige Wien der Jahrhundertwende behauptete seinen Rang durch das Ineinanderfließen vieler und verschiedener Elemente, unter denen das jüdische eine große und fruchtbare Rolle spielte. Diese Sättigung mit germanischem und romanischem, slawischem und jüdischem Kulturerbe machte das alte Österreich und Wien zu einem Mittelpunkt europäischer Kultur. Ein solches aber bedurfte, um zu dauern, der Fähigkeit in Schweben und Spannung zu leben, gelassen und geduldig Toleranz zu üben, und vor allem im Geiste der Aufklärung die Würde alles Menschlichen zu ehren. Daran fehlte es in steigendem Maße, und die Schockerlebnisse von 1918 und 1933 haben die Grundlagen menschlichen und menschheitlichen Lebens und damit auch jüdischen Lebens in Wien bedroht und untergraben. So gehört heute das Wien um die Jahrhundertwende unwiderruflich der Geschichte an und wirkt nicht mehr lebendig in die Gegenwart wei-

ter. Es ist ein abgeschlossenes, aber kein unrühmliches Kapitel. Während es dauerte, hat es eine Fülle schöpferischer Menschen, Werke und Bewegungen hervorgebracht, die in ihrer Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit Zeugnis ablegen von der Fruchtbarkeit und dem Spannungsreichtum menschlichen, und natürlich auch deutsch-jüdischen Zusammenlebens und Schaffens.

NAMENVERZEICHNIS

- Abraham a Sancta Clara 6, 7, 63
Adler, Alfred 68
Altenberg, Peter 65
Antisemitismus 7, 25, 26, 35, 44
Aufklärung 6, 7, 24, 63, 66
- Bahr, Hermann 1
Balzac, Honoré de 18
Barock 6, 17
Baudelaire, Charles 21
Beer-Hofmann, Richard 1, 22, 65
Beethoven, Ludwig van 34
Berlin 1, 8, 9
Brahm, Otto 1, 14
Broch, Hermann 63
Buber, Martin 58
Büchner, Georg 17
- Calderón de la Barca, Pedro 17
Chamberlain, Houston Stewart 35
Christentum 10, 32
- Dollfuss, Engelbert 52
Dostojewskij, Fjodor 21
Droste-Hülshoff, Annette von 13
- Faschismus 52, 61
Feuchtersleben, Ernst Freiherr von 67, 68
Ficker, Ludwig von 67
Fischer, Heinrich 53
Fischer, S. 1
Franz Joseph I 3, 9, 32
Freud, Sigmund 15, 16, 64, 67, 68
Fries, Jakob Friedrich 25
- Gabillon, Zerline 59
George, Stefan 31, 33
- Gerber, Artur 37, 42
Goethe, Johann Wolfgang von 27, 31, 43, 66
Gogol, Nikolai 12, 33, 37
Grabbe, Christian 17
Grillparzer, Franz 17, 68
- Hauptmann, Gerhard 33
Heer, Friedrich 2, 3, 6
Heine, Heinrich 50, 53
Hitler, Adolf 12, 26, 53, 55, 61
Hofmannsthal, Hugo von 3, 8, 10, 11, 17, 22, 63, 66
Hölderlin, Friedrich 51
- Ibsen, Henrik 1, 11, 15, 21, 22, 28, 30, 39, 40
- Jens, Walter 8
Judentum 6, 8, 9, 12, 23, 24, 44
- Kafka, Franz 8, 36
Kann, Robert A. 7
Kant, Immanuel 31, 40, 41, 42, 43, 66
Kierkegaard, Sören 10, 12, 43, 44, 48, 54
Kraft, Werner 48, 55
Kraus, Karl 1, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 27, 34, 47–62, 64
- Lessing, Gotthold Ephraim 8, 66
Lichtenberg, Georg Christoph 55, 58
Lueger, Karl 3, 26, 52, 60
- Mann, Thomas 33, 64
Maupassant, Guy de 18
Mendelssohn, Moses 8
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 68

Montaigne, Michel de 69
 Musil, Robert 7, 64, 65

 Nadler, Josef 61
 Nationalismus 4, 24, 68, 69
 Nestroy, Johann 51, 60
 New York 3
 Nietzsche, Friedrich 10, 30, 43, 44

 Offenbach, Jacques 60
 Österreich 2, 3, 4, 6, 9, 26, 32, 63

 Paris 18

 Ranke, Leopold 4
 Rassenglaube 69
 Reik, Theodor 15, 28
 Reinhardt, Max 59
 Rilke, Rainer Maria 10, 33
 Roth, Joseph 32
 Ruehs, Christian Friedrich 25

 Schnitzler, Arthur 1, 9, 10, 13–29, 40,
 65
 Schönerer, Georg Ritter von 26
 Schweiz 2, 4

 Shakespeare, William 60
 Sonnenfels, Joseph von 6, 7, 63
 Spengler, Oswald 43
 Srbik, Heinrich Ritter von 61
 Strindberg, August 37
 Swieten, Gerhard von 63

 Theater 10, 11, 17, 59
 Torberg, Friedrich 4, 64
 Trakl, Georg 65, 67
 Tschadow, Anton 22, 23

 Unruh, Fritz von 53

 Varnhagen, Rahel von 12

 Wagner, Richard 11, 31, 35, 36, 38, 44
 Weil, Simone 12
 Weininger, Otto 9, 10, 11, 12, 27, 30
 bis 46, 47, 48, 64
 Werfel, Franz 19, 33
 Wien 1, 2, 3, 4, 6, 9, 12, 14, 69
 Wittgenstein, Ludwig 47

 Zweig, Stefan 14, 30, 31, 68, 69

Das *Leo Baeck Institute* (Jerusalem / London / New York) ist 1955 vom Council of Jews from Germany ins Leben gerufen worden mit dem Ziel, die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Geschichte der Juden in Deutschland und anderen deutschsprachigen Gebieten seit der Zeit der Aufklärung zu betreiben, das dazu nötige Material zu sammeln und die Veröffentlichung entsprechender Darstellungen zu fördern. Das *Institute* trägt den Namen des Mannes, der die letzte repräsentative Erscheinung des Judentums in Deutschland vor dem zweiten Weltkrieg war.